Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Erzählungen eines Effendi

Von Rudolf Lindau erschien im gleichen Verlage:

Gesammelte Romane und Novellen.

Inhalt:

Band I: Gordon Baldwin — Im Park von Villers — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben.

Band II: Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde.

Band III: Robert Ashton — Das Glückspendel.

Band IV: Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidirt — Der Seher — Treu bis in den Tod.

Band V: Reisegefährten.

Band VI: Der Gast — Zwei Seelen.

Separat Ausgaben.

Aus China und Japan. Reiseerinnerungen.

Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen.

Der lange Holländer. Novellen.

Die kleine Welt. Novellen.

Schweigen. Neue Novellen.

Erzählungen eines Effendi.

Liebesheiraten. Roman.

Der Flirt. Novellen.

Erzählungen eines Effendi

von

Rudolf Lindau

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

Seinem verehrten Freunde, dem Director der Kaiserl. Museen in Stambul, **Hamdy Bey** gewidmet.

Konstantinopel, März 1896.

R. L.

Inhalt.

Mein neuer Freund ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem klugen und wohlwollenden Gesichte und der würdigen Ruhe in Sprache und Gebärden, die viele der vornehmen Türken auszeichnet und die ihnen häufig anerzogen wird, wenn sie sie nicht von Natur besitzen. Denn ruhiger, würdiger Ernst ist, nach türkischer Auffassung, nächst Gottesfurcht und Tapferkeit, die Eigenschaft, die den Mann am meisten ziert.

Mein Freund darf auf seinen Vater stolz sein, der zu den höchsten Würdenträgern des Reichs gezählt hat, und dem er eine ungewöhnlich sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung verdankt, die ihn auch im Abendlande zu einem ebenbürtigen Mitgliede der gebildetsten Kreise machen würde. Er ist ein scharfsinniger und glücklicher Altertumsforscher, ein ausgezeichneter Sprachenkenner, und er ist überraschend bewandert in der westlichen Literatur und Kunstgeschichte. Er hat während langer Zeit die großen Hauptstädte Europas bewohnt, und seine Unterhaltung giebt, ohne jede Prahlsucht, in selbstverständiger, bescheidener Weise zu erkennen, daß er mit den besten Gelehrten und Künstlern unserer Zeit in regem Verkehr gestanden hat und teilweise noch steht. Er bewohnt am

unteren Bosporus in einem Dorfe, etwa eine deutsche Meile von Stambul entfernt, ein geräumiges, gut gehaltenes Haus, in dem er eine liebenswürdige, anspruchslose Gastfreundschaft ausübt.

Dies Haus ist durch einen gepflasterten Steg von etwa zehn Fuß Breite, vom Bosporus getrennt, so daß man im Kaïk — dem auf dem Bosporus gebräuchlichen flachen, schmalen Boot — unmittelbar vor der Eingangsthür landen kann. Hinter dem Hause und bis zur Landstraße erstreckt sich ein großer Garten voll duftender Sträucher, schöner Blumen und wohlgepflegter Bäume.

Von den am Wasser gelegenen Wohnzimmern weidet sich das Auge an dem blauen Bosporus, aus dem spielende Delphine auftauchen und auf dessen Oberfläche, dicht über dem Wasser, unruhig flatternde Wasservögel, die man, weil sie so rastlos sind, „Dolmetscher-Seelen" nennt, in großen Schwärmen, schnellen Fluges vorüberziehen. Dem Hause gegenüber erblickt man einen Abschnitt des asiatischen Ufers, das hier durch eine sanft gewölbte Hügelkette gebildet wird, die den Namen Culeli — Turmberge — führt, weil dort in alten Zeiten Festungstürme gestanden haben sollen. Jetzt bedecken Moos und Sträucher und Bäume die ganze Landschaft. — Es ist ein friedliches, freundliches Haus, das Haus vom dem ich spreche, ein Aufenthalt für Menschen, die ohne Lärm glücklich sein wollen und können. In einem seiner stillen Zimmer pflege ich mit meinem Freunde zusammen zu treffen, und dort lausche ich gern seinen Erzählungen, von denen ich versuchen will, einige, in den Worten des Erzählers, soweit sie mir im Gedächtnis geblieben sind, wiederzugeben.

I

Djinn und Manßur.

Es ist mein Glück, mehr als mein geringes Verdienst gewesen, daß ich schon in verhältnismäßig jungen Jahren mit einigen nicht unwichtigen Missionen betraut worden bin. Dafür habe ich dem Spender alles Guten zu danken, und ich danke ihm an jedem Tage.

Jene Missionen haben mich in entfernte Teile des Reichs geführt, und auf diese Weise habe ich viele merkwürdige Stätten und eigentümliche Menschen kennen gelernt. Was ich gesehen und erlebt habe, bildet den Schatz, an dem meine Erinnerung mit Vorliebe zehrt, sobald es mir gestattet ist, meine Gedanken von den Sorgen des täglichen Lebens abzuwenden. Auch spreche ich gern davon, wenn ein Freund meinen Worten williges Gehör schenken will, denn dann erlebe ich noch einmal, was mich vor Jahren erfreut und bewegt hat, und indem ich mich bemühe, die Bilder und Gestalten, die ich damals gesehen habe, in Worten klar zu zeigen, sehe ich sie, deutlicher als es beim stillen Denken und Träumen geschah, vor meines Geistes Augen wieder auftauchen.

Während der Jahre 1869 bis 1871 lebte ich in Bagdad. Ich war damals noch sehr jung und ich be-

kenne, daß, wenn schon ich meinen amtlichen Obliegenheiten getreulich nachkam und auch den Altertümern der merkwürdigen Stadt ernste Aufmerksamkeit schenkte, mir doch immer noch viel freie Zeit übrig blieb.

In meiner Umgebung fand ich nur wenig Gesinnungsgenossen und nicht einen meines Alters, und so ergab ich mich, zuerst um mich zu zerstreuen, bald darauf mit einem Eifer, der immer reger wurde, der Pflege einer angeborenen Liebhaberei für Pferde.

Meine Mittel und die Stellung, die ich bekleidete, gestatteten mir, einen förmlichen Marstall anzulegen, und da dies auch in weiteren Kreisen bekannt wurde, so wurden mir bald von verschiedenen Seiten Pferde zugeführt, die mir stets als edel angepriesen wurden, und von denen auch einige wirklich gut waren. Ich kaufte, bis mein Stall voll war, dann, um Platz für neu angekommene Tiere zu schaffen, verkaufte ich von den alten diejenigen, die mir weniger gefielen, und da ich von Anfang an einige Elementarkenntnisse in Bezug auf Pferde besaß und bei meinen Kaufgeschäften mit Vorsicht zu Werke ging, so galt ich nach einiger Zeit, und nicht mit Unrecht, für einen ganz tüchtigen Pferdekenner. Doch wurde ich noch oftmals getäuscht. Denn wer darf sich rühmen, Pferde wirklich zu kennen? Dazu genügt nicht, gut zu reiten, oder Roßarzt zu sein, und eine Pferdekrankheit richtig behandeln zu können. — Man sagt, daß es in Indien Stämme giebt, deren Männer den Pferden ihre Fehler und Eigenschaften vom Gesichte ablesen können, und ich habe einige Araber gekannt, die das verstanden. Aber ich selbst habe jeden Pferdekauf so betrachtet, und

thue es noch heute nach langjährigen Erfahrungen, als ob ich ein Los in einer Lotterie nähme. — Edles Blut bleibt edles Blut — und darauf achte ich immer — aber oft werden, bei uns wenigstens, Stammbäume gefälscht; und dann giebt es, bei Pferden wie bei Menschen, gut und schlecht geratene Söhne und Töchter.

Eines Tages führte mir ein alter Araber ein Tier vor, von dem ich mir sagte, sobald ich es erblickt hatte, das müsse mein werden. Es war ein dreijähriger, mittelgroßer Goldfuchs mit schönem, ich möchte sagen, menschenfreundlichem Gesicht, dessen Augen treu, ohne jede Scheu blickten und der sich sogleich von mir streicheln ließ, wobei er seinen Hals sanft gegen meine Hand anlehnte, in der Art, wie es zahmen Katzen eigen ist, wenn man freundlich mit ihnen thut. Er tänzelte lebenslustig umher an dem langen Zaum, den sein Führer in der Hand hielt und trat dabei so leichtfüßig auf, als hätte er Atlassohlen unter den Hufen. Djinn hieß er und er hatte vornehme Eltern. Ich prüfte ihn in allen Gangarten. Er war kaum geritten worden; aber es war ihm angeboren, zu wissen, wie er sich unter einem Reiter zu benehmen hatte. Er ging in langem, sicherm Schritt, er trabte mit der Regelmäßigkeit einer Maschine, und sein Galopp war willig und elastisch.

„Djinn gefällt mir,“ sagte ich dem Verkäufer. „Was verlangst du für ihn?“

„Da er dir gefällt,“ antwortete der Araber, „so wirst du ihn auch zu schätzen wissen. Nenn' du selbst den Preis, den du mir geben willst.“

Ich that dies nach einigem Nachdenken, und wir wurden bald handelseinig.

Fortan wurde Djinn mein Freund. Ich ritt ihn zunächst niemals lange Zeit, denn er war noch zu jung, als daß er ungestraft hätte ermüdet werden dürfen, aber ich ritt ihn regelmäßig fast jeden Tag, und wenn ich einen längeren Ausflug machte, so ließ ich ihn mir, auf dem Heimweg, eine oder zwei Meilen vor Bagdad entgegenführen, um ihm leichte Bewegung zu geben und mir Freude zu machen. Er war so klug, daß, nachdem dies einigemale geschehen war, er am Halteplatz vor der Stadt ungeduldig auf mich wartete und leise wieherte und mit den Füßen scharrte, bis er mich kommen sah. Er erkannte mich schon von weitem und gehobenen Kopfes begrüßte er mich mit lauter, freudiger Stimme. Aber in Gesellschaft anderer Pferde war er stumm. — Ja, Djinn war ein schönes, ein gutes und ein kluges Tier.

Als ich zwei Jahre später von Bagdad nach Konstantinopel zurückberufen wurde, verkaufte ich meinen ganzen Stall bis auf Djinn, zwei andere sichere und bequeme Reitpferde und einige geringere Tiere, die ich zum Tragen des Gepäcks, der Zelte und für die Dienerschaft benutzen wollte. — Ich hatte von Bagdad bis Alexandrette, wo ich mich einzuschiffen gedachte, einen weiten Weg vor mir, aber meine Absicht war, mir für die Reise acht bis zehn Wochen zu gönnen, so daß ich sie mit aller Bequemlichkeit zurücklegen konnte.

Es war im Monat Februar. Die Nächte waren noch empfindlich kalt; am Tage dagegen wurde es oftmals drückend heiß. Ich brach gewöhnlich des Morgens zu

früher Stunde auf, suchte und fand auch häufig einen schattigen Lagerplatz, wo ich verweilte, so lange die Sonne hoch am Himmel stand, und setzte dann meine Reise fort, bis ich eine Stelle gefunden hatte, die mir zu einem guten Nachtlager geeignet erschien. Dort ließ ich sodann mein Zelt aufschlagen und verblieb bis zum nächsten Morgen.

Ich war schon viele Tagereisen von Bagdad entfernt und zog, dem rechten Ufer des Euphrat folgend, meiner Straße, als ich eines Nachmittags in der Ferne die schönen assyrischen Ruinen von Arca erblickte. Ich trieb meine kleine Karawane an, um diese Überreste vergangener großer Zeit noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, was mir auch gelang, — und ich verbrachte dort im wohlverwahrten Zelte eine kalte, stürmische Nacht. Am nächsten Morgen stieg die Sonne blitzend hell am wolkenlosen Himmel empor, und ich erkannte, daß wir einen ungewöhnlich heißen Tag vor uns hatten. Ich trieb deshalb zu schnellem Aufbruch, um während des Weges, den ich im Laufe des Vormittags zurücklegen wollte, nicht von der Mittagshitze überrascht und belästigt zu werden.

Wir waren etwa seit drei Stunden unterwegs und zogen durch einen der schmalen, langen Wälder von Tarfabäumen, die sich in unregelmäßiger Reihe längs des Euphrats dahinziehen, als Djinn, den ich an jenem Morgen wieder ritt, plötzlich mit steif vorgestreckten Vorderbeinen stutzte. Ich hielt das für eine Unart und schlug ihn mit den Hacken. Da ächzte er wie ein Mensch. Ja, er ächzte und seufzte wie ein Mensch, wenn man ihn ungerecht schlecht behandelte. — In demselben Augenblick sah ich unter einem Tarfabaum, wenige Schritte vor dem

Kopf des Pferdes, das sich nicht von der Stelle gerührt hatte, einen Mann aufspringen, eine Sekunde stehen bleiben, wie um meine Karawane zu mustern, und sich mir dann nähern. Er war nackt, wie ihn der Herr geschaffen hatte, und er zitterte vor Kälte. Als er an meiner Seite war, küßte er meinen Steigbügel, und dann sagte er mit leiser, rauher Stimme: „Aman! Aman!“ (Gnade).

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

Darauf erzählte er in kurzen Worten, er sei vom Stamm der Annesi, die auf dem rechten Ufer des Euphrat wohnen, er habe auf seinem Pferde einige Ballen Wolle nach Daïr führen wollen, aber in der vergangenen Nacht sei er von den Feinden seines Volkes, einer Schar der Schammar aus Mesopotamien überfallen und ausgeplündert worden, und nur durch die Flucht in den dunklen Wald habe er sein nacktes Leben gerettet.

Während des Sprechens sah ich mir den Mann an. Er mochte etwa vierundzwanzig Jahr alt sein, und er war von Kopf bis zu Füßen von schöner, gleichmäßig hellbrauner Farbe. Auf seinen hageren langen Gliedmaßen traten die Sehnen und Muskeln hart und starr wie auf einem alten Steinbild hervor. Sein Gesicht hatte, in dem Augenblick, da er um Hilfe flehte, wohl einen leidenden Ausdruck, doch sprachen Stolz und Mut aus seinen scharfgezeichneten Zügen, aus dem strengen Munde und dem geraden, festen Blick der großen Augen.

„Wie heißt du?“

„Manßur.“

„Was willst du von mir?“

„Laß mich in deinem Gefolge ziehen bis nach Daïr,

wo ich Männer meiner Sippe finde, und gieb mir ein Kleid, um meine Blöße zu bedecken."

Der Mann gefiel mir. Ich rief einen der zwei berittenen Soldaten, die mir zum Schutze mitgegeben waren und hieß ihn, dem Nackten seinen Mantel geben. Dann wies ich diesem eines meiner ledigen Reitpferde an, und nachdem er, nun in einen langen schweren Mantel gehüllt, davon Besitz genommen hatte, machte ich mich wieder auf den Weg.

Als wir aus dem Gehölz traten, breitete sich eine weite Ebene vor uns aus, und dahinter, etwa eine Stunde Weges entfernt, erhob sich wieder der Tarfawald. Es war nun schon ziemlich warm geworden, und ich durfte annehmen, daß es in einer Stunde empfindlich heiß sein werde. Ich rief meinen Leuten zu, ich würde sie jenseits der Ebene im Schatten erwarten und trabte mit Djinn davon.

Nach einer Weile vernahm ich Hufschlag dicht hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte Manßur neben dem ihm von mir angewiesenen Pferde. Er hatte den schweren Soldatenmantel über den Sattel geworfen und lief in leichten, langen Sätzen neben seinem Pferde her. Ich achtete zunächst wenig auf ihn, als ich mich aber nach etwa zehn Minuten wieder nach ihm umwandte und ihn noch immer laufen sah, da wollte ich mir Rechenschaft davon ablegen, wie lange er mir auf diese Weise wohl folgen werde, und ich setzte Djinn in Galopp. Manßur und sein Pferd blieben noch immer hinter mir, obgleich ich nun ziemlich schnell ritt, so daß auch Manßurs Pferd aus dem Trab zum Galopp übergegangen war,

um in meiner Nähe zu bleiben. Der Annesi hatte die Steigbügel über den Sattel geworfen, die rechte Hand auf den Sattelknopf seines Pferdes gelegt und jagte nun in weiten, aber immer noch regelmäßigen Sprüngen neben seinem Tiere einher. Ich konnte bemerken, wie sich seine breite, hagere Brust in tiefen Atemzügen hob und senkte, und sein Mund fest geschlossen blieb. Es war ein schöner Anblick, ihn so in seiner nackten Kraft und Herrlichkeit zu sehen.

Nun gab ich Djinn ein frisches Zeichen und gleich darauf flogen wir beide in gestrecktem Lauf des schnellen Tieres dem Walde entgegen. Hinter mir wurde es nach wenigen Sekunden still. Ich sah mich von neuem nach Manßur um. Er war etwa dreihundert Schritte hinter mir zurückgeblieben und er war noch immer neben seinem Pferde, das nun augenscheinlich sein Bestes that, um sich nicht zu weit von mir zu entfernen. Aber Manßur, vielleicht aus Eitelkeit, um mir zu zeigen, daß er ein richtiger Annesi sei, deren Ruf als Pferdezüchter und Reiter sich über Syrien und Mesopotamien erstreckt, schien nur abgewartet zu haben, daß ich ihn sehen könnte, denn wie ich den Kopf drehte, da schwang er sich, wie von einer stählernen Feder in die Luft geschnellt, auf den Rücken des Pferdes, das mir nun, von seinem Reiter getrieben, mit der äußersten Geschwindigkeit, deren es fähig war, folgte. Ich ließ Djinn wieder in eine ruhigere Gangart verfallen, und gleich darauf hörte ich das zweite Pferd hinter mir schnaufen. Manßur saß, ohne sich der Steigbügel zu bedienen, die noch immer über dem Sattel hingen, wie angegossen auf seinem Tier. Ja, Manßur war ein richtiger Annesi!

Drei Tage später erreichte ich, nachdem ich in Salichié und Dachabé übernachtet hatte, Daïr, wo ich vom Gouverneur auf das gastfreundlichste empfangen wurde. Ich beauftragte einen Diener, Manßur einen Anzug zu kaufen, damit er meinem Soldaten seinen Mantel zurückgeben könnte, dann rief ich ihn auf mein Zimmer, gab ihm ein kleines Geldgeschenk und entließ ihn. Es berührte mich einen Augenblick unangenehm, daß der Mann, dem ich wohlgethan hatte, ohne ein Wort des Dankes von mir schied; aber gleich darauf entschwand er meinem Gedächtnis, und während der fünf Tage, die ich in Daïr blieb, dachte ich überhaupt nicht mehr an ihn.

Am Morgen des sechsten Tages brach ich zur Weiterreise auf. Als ich zu Pferde steigen wollte, stand der Annesi neben mir und begrüßte mich. Der Gedanke kam mir sogleich, er habe den Augenblick meiner Abreise abgewartet, um mir seinen noch schuldigen Dank auszusprechen.

„Nun," fragte ich, „was willst du?"

„Ich will mit dir gehen," antwortete er.

„Mit mir? Nach Konstantinopel?"

„Ja, mit dir — wohin du gehst."

„Ich kann dich in Konstantinopel nicht gebrauchen; meine Dienerschaft ist vollzählig."

„Nimm mich mit dir. Du wirst es nicht bereuen."

„Wozu? Wie könntest du dich nützlich machen?"

„In deinem Hause weiß niemand mit Pferden umzugehen. Ich weiß es. Nimm mich mit. Du bist mein Wohlthäter. Ich werde dir ein treuer Diener sein."

„Nun gut," sagte ich, „so folge mir und achte auf meine drei Pferde."

Er trat schweigend zurück, und seitdem und bis zur Ankunft in Alexandrette, das wir in neun Tagen erreichten, hatte ich keine Gelegenheit mehr, mit ihm zu sprechen. Aber ich bemerkte vom zweiten Tage ab eine Veränderung im Aussehen meiner Pferde. Ihr Fell und ihre Hufe waren glänzender, sie waren besser gestriegelt, Mähne und Schweif sorgfältiger gekämmt als früher, und sie schritten munter und marschfreudig einher, wenn der braune Manßur sie mir vorführte.

Dieser schien nur die Pferde kennen zu wollen; um seine Genossen, die anderen Diener, kümmerte er sich nicht. Er aß wohl mit ihnen zusammen, wie das Lagerleben dies mit sich brachte, aber niemals vernahm ich seine rauhe Stimme, und ich bemerkte, daß er stets der erste von der Mahlzeit aufstand.

Die Schnelligkeit, mit der die drei Pferde, die ihm anvertraut waren, sich ihm angeschlossen und unterworfen hatten, war für mich geradezu überraschend. Sie folgten ihm wie Hunde, ohne Halfter und Zügel, wenn er sie zur Tränke führte, und während er das Futter für sie bereitete, standen sie mit gesenkten Köpfen neben ihm und beobachteten sein Thun mit geduldiger Aufmerksamkeit. — Niemals sah ich ihn müßig, wie es die Türken doch gern sind. — Wenn er nicht aß oder mit seinen Pferden beschäftigt war, so lag er in seinen Abba gehüllt in der unmittelbaren Nähe seiner drei Pferde und schlief. Mich begrüßte er jeden Morgen, wenn er mir mein Reitpferd vorführte, mit feierlichem Ernste. Im Laufe des Tages

schien er sich nicht um mich zu kümmern, und ich hatte keine Veranlassung, ihm eine Bemerkung zu machen, da er alles, was zu seinem Dienste gehörte, sorgfältig ausführte.

In Alexandrette hatte ich zum erstenmal wieder eine kurze Unterredung mit ihm. Er hatte noch kein Dampfschiff gesehen, und konnte sich nicht Rechenschaft von der Leistungsfähigkeit eines solchen Fahrzeuges ablegen. Er war sehr bekümmert darüber, daß ich meine guten Pferde dem schwankenden Boden eines Schiffes anvertrauen wollte und drang in mich, ihm zu gestatten, die drei Tiere auf dem Landwege nach Konstantinopel zu bringen. Es bedurfte eines wiederholten Befehles von mir und der Drohung, daß ich ihn zurücklassen würde um ihn zu bewegen, die Pferde an Bord zu bringen und zu begleiten. Während der ganzen Fahrt bis Konstantinopel zeigte er sich mürrisch und verdrossen und gab zu erkennen, daß er mir zürnte. Als ich ihm infolge dessen, unmittelbar bevor wir landeten, sagte, ich stelle es ihm frei, auf meine Kosten nach seiner Heimat zurückzukehren, antwortete er:

„Du bist mein Wohlthäter. Ich bleibe bei dir.“

In Konstantinopel wurden meine Beziehungen zu Manßur natürlich weniger rege. Ich sah ihn nur noch, wenn er mir mein Pferd zum Ausreiten vorführte und später wieder abnahm, oder wenn er, bei seltenen Gelegenheiten, wo ich mich zu Pferde nach irgend einem befreundeten Hause oder zu einem meiner Vorgesetzten begab, zu Fuß folgte, um das Pferd zu halten, währenddem ich meinen Besuch abstattete. Ich fand ihn immer still und ernst,

eher mürrisch als heiter, und ich glaubte zu bemerken, daß er sich von den übrigen Dienern ganz zurückgezogen hatte. Ich beobachtete niemals, daß er mit einem von ihnen sprach, und wenn ich ihn über den Hof gehen sah, so kam er entweder aus dem Stall oder ging hinein. Aber er diente mir treu, ehrlich und aufmerksam, und niemals fand ich Grund, ihn zu schelten.

So ging es ein Jahr lang. Im Laufe der letzten Monate trat jedoch eine gewisse Veränderung in meinen Beziehungen zu Mansur ein. Ich war damals sehr beschäftigt, und meine Thätigkeit war derart, daß sie alle meine Gedanken in Anspruch nahm und mir auch manchmal Sorgen machte. Ich konnte mich nicht mehr so viel wie früher um meinen Stall bekümmern, und mit der Zeit schwächte sich meine Teilnahme für die Pferde und was sie umgab erheblich ab. Ich bemerkte kaum noch, welches Pferd der Annesi mir vorführte, wenn ich, was jetzt nur noch in langen Zwischenräumen vorkam, einmal ausreiten wollte, und während es früher meine regelmäßige Gewohnheit gewesen war, Djinn in seiner Box zu besuchen, um ihm dann jedesmal einen Leckerbissen mitzubringen, sah ich das Tier jetzt nur noch selten — und schließlich vernachlässigte ich es vollständig. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß Djinn dafür empfindlich war. Nach einiger Zeit hörte er auf, mich zu begrüßen, wenn ich mich ihm näherte, und er tänzelte nicht mehr lustig zum Hofe hinaus, wenn ich mit ihm ausritt, sondern er schritt langsam und stolz seiner Wege. Aber er war schöner als je, und viele in Konstantinopel beneideten mich um das edle Tier. Mir war

es gleichgiltiger geworden, als ich wohl auch vor mir selbst hätte verantworten können, wenn ich darüber nachgedacht hätte; aber das that ich eben nicht: ich hatte andere Sorgen, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Das persönliche Verhältnis zwischen Mensch und Pferd kann nur auf dem Lande gedeihen, und es gedeiht am besten in der Einsamkeit, in der Wüste. Dort wird das Pferd wirklich der Freund des Menschen, und wenn es zum Kampfe kommt, gewissermaßen sein Waffenbruder, dessen Mut und Schnelligkeit er den Sieg und Rettung aus Todesgefahr verdanken kann. In der Stadt aber ist das Pferd wenig mehr als der Sklave seines Herrn, in den meisten Fällen eines gleichgiltigen Herrn, manchmal sogar eines grausamen.

Manßur schien meine Vernachlässigung Djinns wie eine persönliche Kränkung zu empfinden; aber auch dies würde ich nicht bemerkt haben, wenn er nicht eines Tages seinen Empfindungen Luft gemacht hätte.

Ich wollte für einen verschlossenen kleinen Wagen den ich bei schlechtem Wetter benutzte, ein großes Pferd kaufen und hatte dies gesprächsweise einigen Bekannten gesagt. Einer von ihnen sandte mir infolge dessen einen Händler, der einen stattlichen Gaul zu verkaufen hatte. Das Tier gefiel mir. Ich untersuchte es sorgfältig und fragte nach dem Preis. Er erschien mir nicht zu hoch.

Während des Handels hatte Manßur einige Schritte hinter mir gestanden und das Pferd betrachtet. Ich winkte ihn zu mir und fragte ihn halblaut, wie ihm das Pferd gefiele.

„Es gefällt mir nicht," antwortete er.

„Ich finde es recht gut, und den Preis dafür nicht zu teuer."

Da sagte er kalt, fast verächtlich: „Wie kannst du Pferde kennen wollen, da du sie nicht liebst."

Ich zuckte die Achseln und schloß den Handel ab. Manßur war der beste Stallknecht, den ich je gehabt hatte, ich schätzte seine Dienste, und seine gute oder üble Laune bemerkte ich nicht. Aber er hatte recht gehabt. Das Pferd taugte nicht viel, und ich verkaufte es nach einigen Monaten wieder für die Hälfte des Preises, um den ich es erstanden hatte.

Eines Tages wurde mir die Ehre zu teil, von einem der fremden Botschafter zu Tisch geladen zu werden. Er gab ein Festmahl zur Feier der Anwesenheit einer hohen Dame, die auf kurzen Besuch nach Konstantinopel gekommen war, und er hatte dazu mehrere seiner Kollegen und einige türkische Offiziere und Beamte eingeladen.

Es war ein schöner, nicht zu warmer Tag, und ich begab mich zu Pferde nach dem Botschaftspalast. Manßur begleitete mich. Er hatte Djinn für mich gesattelt, wie er es gern that, wenn ich durch die Stadt zu reiten hatte, weil er auf die Schönheit des Tieres stolz war und sich der Bewunderung, die sie erregte, freute. Als ich abstieg, sagte ich zu Manßur: „Du kannst in zwei Stunden wieder kommen und mich abholen."

Nach der Mahlzeit, als wir alle im großen Empfangssaal versammelt waren, wo der Kaffee eingenommen wurde, hörte ich plötzlich mein Pferd wiehern. Neben mir stand in dem Augenblick die Gräfin N. N., die Ge-

mahlin eines der anwesenden fremden Botschafter. Sie war eine vorzügliche Reiterin und eine leidenschaftliche Pferdeliebhaberin und sie hatte sich mir gegenüber so oft mit Bewunderung über Djinns Schönheit ausgesprochen, daß ich bei einigen Ausflügen, die ich mit ihr gemacht, Djinn für sie hatte satteln lassen — zum augenscheinlichen Verdruß Manßurs.

„Da ist Djinn," sagte sie als sie mein Pferd wiehern hörte; „ich erkenne ihn an der Stimme."

„Sie irren sich nicht," antwortete ich. „Er ruft mich — auf Befehl seines Stallburschen — um mir zu sagen, ich möchte ihn nicht zu lange in der feuchten Luft warten lassen."

Während ich so sprach, näherte sich uns der Ehrengast des Abends, die fremde Prinzessin. Wir wandten uns natürlich sogleich zu ihr, und nachdem einige Worte gewechselt worden waren, sagte die Gräfin:

„Mein Nachbar hat das schönste Pferd in Konstantinopel. Eure Königliche Hoheit würden Freude daran haben, es zu sehen.

Die Prinzessin nickte freundlich: „Ich habe Pferde sehr gern," sagte sie.

Darauf beeilte ich mich zu erwidern, mein Pferd stände selbstverständlich jeden Augenblick zur Verfügung, um Ihrer Königlichen Hoheit vorgeführt zu werden.

„Das werde ich dann mit der Gräfin N. N. verabreden," sagte die Prinzessin.

Als sich die hohe Frau wieder entfernt hatte, wandte ich mich von neuem an meine Nachbarin: „Sie wissen

Djinn besser zu schätzen als ich," sagte ich. „Ich bitte sie, ihn so oft zu reiten, wie es Ihnen gefällt."

Bald darauf zog sich die Prinzessin zurück, und die Gesellschaft löste sich auf.

Als ich nach Hause geritten und vom Pferde gestiegen war, sagte ich zu Manßur: „Führe Djinn in den Stall des Grafen N. N. und bring Sattel und Zaumzeug zurück. Das Pferd bleibt im Stall der Botschaft; ich habe es der Gräfin geschenkt."

Der Annesi zuckte zusammen, als habe er einen heftigen Schlag bekommen, und ich sah ihn unter seiner Bronzefarbe erbleichen.

„Herr!" sagte er mit heiserer Stimme.

„Thu, was ich dir geheißen!" Und damit entfernte ich mich.

Nach einer Stunde ließ sich Manßur bei mir melden, und als ich ihn empfing, in der Vermutung, er habe einen Auftrag der Gräfin an mich auszurichten, sagte er:

„Djinn ist im Stall der Botschaft. Sattel und Zaumzeug habe ich zurückgebracht. Nun verlasse ich dich."

Der Mann stand in dem Augenblick Seelenschmerzen aus — das erkannte ich an seiner Haltung, dem Ausdruck seines Gesichts und an dem verstörten Blick der Augen, die tief in ihre Höhlen zurückgesunken waren.

„Warum willst du mich verlassen?" fragte ich.

„Weil du dein bestes Pferd einer Frau geschenkt hast."

„Ich habe andere Pferde, die du pflegen kannst."

„Du hast Djinn verschenkt — an eine Frau!"

Ich empfand etwas wie Gewissensbisse und konnte dem Mann nicht zürnen: „Möchtest du bei Djinn bleiben?" fragte ich.

„Ja.“

„So werde ich dich der Gräfin N. N. anempfehlen. Sie wird dich vieileicht in ihre Dienste nehmen.“

Da richtete er seine lange hagere Gestalt aus der gebeugten Haltung empor, in der er vor mir gestanden hatte und sagte: „Ich diene keiner Frau.“

„Nun, dann geh!“ sagte ich. Und damit verschwand er.

Ich habe Manßur seitdem nicht wieder gesehen. Ich vermute, er ist in seine Heimat, nach dem stillen Lande der Annesi am Euphrat zurückgekehrt, wo die Männer ihre Pferde besser zu schätzen wissen, als an den lauten Ufern des Bosporus.

II

Hassan.

Ich habe bereits einige Worte über meinen Aufenthalt in Bagdad gesagt, auf den ich vielleicht noch einmal in späteren Erzählungen zurückkommen werde. Heute möchte ich von einer Begegnung auf meinem Wege von Konstantinopel nach der alten Kalifenstadt sprechen.

Ich verließ Konstantinopel im Frühjahr 1869 im Gefolge des neuernannten Gouverneurs von Bagdad, dem ich als Sekretär beigegeben worden war. Die Strecke von Konstantinopel bis Alexandrette legten wir auf einem Dampfboot zurück, von Alexandrette zogen wir, eine zahlreiche Karawane bildend, über Aleppo, Biredjik und Orfa, dem weiten Ziel unserer Reise zu.

In Orfa hielten wir uns einige Tage auf, was mir Zeit gab, die wunderbaren alten Stadtmauern in Augenschein zu nehmen und in der Moschee Abrahams meine Andacht zu verrichten, und von Orfa gelangten wir nach kurzer Reise an einen kleinen Ort, Rez-el-eyer genannt, wo meine Aufmerksamkeit durch eine Ansiedlung kürzlich eingewanderter Kaukasier in Anspruch genommen wurde.

Auch mein Vorgesetzter interessirte sich für diese Leute, und wir brachten einen ganzen Tag in ihrer Gesellschaft

zu. — Es waren Tschetschen, ein Zweig des großen Tscherkessenstammes, und, alles in allem genommen, die schönsten Männer, die ich noch gesehen habe: schlank und kräftig zugleich, edlen Angesichts und von stolzem Gebaren. Ihr Häuptling, Ali-Bey, der sich gastfreundlich erboten hatte, uns mit den Leuten bekannt zu machen, führte uns seine besten Soldaten, zu Pferde und zu Fuß, vor, und dem Pascha gefielen sie so sehr, daß er sogleich den Entschluß faßte, eine Anzahl von ihnen für militärische Dienste anzuwerben.

Die türkisch-persische Grenze war nämlich zu der Zeit durch große, organisirte Räuberbanden in bedenklicher Weise unsicher gemacht. Ein Stamm namentlich, der der Hamawand, drohte einen ganzen Landstrich zur Wüste zu machen.

Es war eine der Aufgaben des neu ernannten Gouverneurs von Bagdad, dem verbrecherischen Treiben dieser Horden Einhalt zu thun.

Ali-Bey und seine Männer waren schnell bereit, zu marschiren, als sie hörten, sie sollten in den Krieg geführt werden, und nach kurzen Unterhandlungen mit dem Gouverneur übernahm der Häuptling, sich, gegen Zusicherung eines guten Soldes, an die Spitze eines Freicorps von zweihundertfünfzig Reitern zu stellen, das aus seinen Leuten gebildet werden sollte. Der Gouverneur machte dabei nur den Vorbehalt, daß jeder der anzuwerbenden Soldaten sich zunächst und ehe er in den Dienst träte, bei ihm zu melden haben sollte, um auf seine Kriegstüchtigkeit, wenn auch nur oberflächlich, geprüft werden zu können. Dies zu thun, überließ der

Pascha jedoch mir, und so saß ich am nächsten Morgen, zu früher Stunde, vor der Thür meiner Hütte, um die Meldungen der Freiwilligen anzunehmen und, wenn es nötig sein sollte, eine Auswahl unter ihnen zu treffen.

Die Tschetschen nahten sich mir bald von allen Seiten, wie ausgeflogene Bienen dem Stock, und ich war, als ich mich gegen Mittag zur Mahlzeit zurückzog und eine zweistündige Pause der Anmeldungen ankündigte, bereits an die Zahl von zweihundert gelangt, ohne daß sich mir ein einziger Mann vorgestellt, den ich nicht beim ersten Blick für kriegstüchtig hätte erklären können.

Auch nach Tische folgten sich die Anmeldungen noch ziemlich schnell, bis es gegen vier Uhr, als etwa noch ein Dutzend offener Plätze zu besetzen waren, ruhiger und bald ganz öde wurde, so daß ich mich fragte, ob es mir gelingen werde, die vorgeschriebene Zahl von zweihundertundfünfzig Mann noch im Laufe des Tages voll zu machen.

Da nahten sich mir zwei auffallende, sehr verschiedene Gestalten: ein schöner, junger Mann von zwanzig Jahren, der schönste und größte, den ich im Laufe des Tages noch gesehen hatte, der sich unter dem Namen Salih einschreiben ließ, und dann ein Knabe, der das Jünglingsalter noch nicht erreicht hatte und auf dessen zierlicher Gestalt und feinem Gesichtchen, das unter dem mächtigen Kolpak beinah' verschwand, mein Auge mit Wohlgefallen ruhte. Der Kleine trug die Kriegeruniform seiner älteren Genossen, den Säbel, den Dolch, die Pistole, die Flinte — aber er glich mehr einem zum Scherz verkleideten Kinde als einem Krieger.

Er trat, den Kopf stolz zurückgeworfen, vor den Tisch, hinter dem ich saß, und sagte mit heller Knabenstimme:

„Mein Name ist Hassan. Salih ist mein Bruder.“

„Schön, mein Sohn! Und was weiter?“

Er runzelte die Stirn: „Schreib' meinen Namen nieder; ich will mit Salih ziehen.“

Ich konnte nicht umhin zu lächeln. „Dazu bist du noch zu klein,“ sagte ich.

Er sah so erzürnt aus, daß ich, um ihn zu besänftigen freundlich hinzufügte:

„Später wollen wir sehen. Man braucht immer Soldaten. Heute bist du noch ein Kind.“

Er erblaßte, trat einen Schritt zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Ich werde dir beweisen, daß ich kein Kind mehr bin.“

Und damit wandte er sich trotzig ab und folgte seinem Bruder, der während meines Gesprächs mit Hassan diesen ruhig beobachtet hatte und nach meiner Weigerung, das Kind als Soldat anzuwerben — Hassan mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein — mit einem eigentümlichen Lächeln davongeschritten war.

Ich sah die beiden noch mit einander sprechen. Es kam mir vor, als ob der große Salih den kleinen Hassan zu beruhigen bemüht war. Dann verschwanden sie aus meinem Gesichtskreis.

Bald darauf erschienen noch mehrere andere Tschetschen, und lange vor Sonnenuntergang konnte ich meinem Vorgesetzten melden, daß das Freiwilligencorps in der gewünschten Stärke von zweihundertundfünfzig Mann vollzählig sei.

Der Gouverneur befahl darauf Ali-Bey, dem Hauptmann der Truppe, sich nach der türkisch-persischen Grenze zu begeben, diese bis zu dem Punkte, wo der Mendeli aus türkischem Gebiet in persisches übertritt, zu recognosziren, möglichst von dem Räubergesindel, das dort sein Unwesen trieb, zu säubern und sich sodann zur Berichterstattung nach Bagdad zu begeben. — Wir selbst setzten unsern Marsch gen Südosten fort.

In Bagdad liefen, bald nachdem wir dort angekommen waren, Nachrichten vom Kriegsschauplatz ein, auf den sich Ali-Bey mit seinen Reitern begeben hatte. Die Räuber waren den gut berittenen und militärisch ausgebildeten Tschetschen nicht gewachsen, aber sie leisteten aller Orten wütenden Widerstand, und Ali-Beys Weg, bis er den Mendeli erreicht hatte, war eine blutige Straße, auf der in ununterbrochenen Kämpfen hunderte von Hamawand und auch viele seiner Leute gefallen und zahlreiche Tschetschenreiter und Pferde verwundet worden waren. Der Pascha spendete dem tapfern Führer, als dieser sich nach einigen Wochen bei ihm meldete, verdientes Lob und willkommene Belohnung für ihn und seine Leute und ordnete an, daß die Truppe sich einige Zeit in Bagdad ausruhen solle, um ihre Verwundeten zu pflegen und ihre gelichteten Reihen möglichst wieder vollzählig zu machen.

Ich hatte mich nach Salih erkundigt, der mir besondere Teilnahme eingeflößt, und erfahren, daß er, leicht verwundet, am Leben sei und seinen Dienst demnächst wieder antreten werde. Und eines Tages, nachdem ihm meine Erkundigungen wohl hinterbracht worden waren, erschien er bei mir; — aber nicht allein, sondern in Begleitung

eines winzigen, von der Sonne verbrannten Kriegers, in dem ich sogleich meinen kleinen Freund Hassan wiedererkannte.

„Wie kommst du hierher?“ fragte ich ihn.

„Ich bin Salih gefolgt.“

„Als Soldat?“

„Ja, als Soldat, wenn schon mir kein Sold ausbezahlt worden ist; aber ich habe gekämpft!“

„Er hat gekämpft,“ sagte Salih.

Hassan trat mir einen Schritt näher, und seinen Mantel ausbreitend, zeigte er auf mehrere Löcher darin.

„Flintenkugeln,“ sagte er, „Kugeln der Hamawand, denen ich gegenübergestanden habe. — Bin ich ein Kind? Frage Salih!“

„Ja,“ wiederholte Salih. „Er hat gekämpft, wie ein Mann.“

„Nun, dann werde ich dafür sorgen, daß du von jetzt ab auch deinen Sold bekommst wie die anderen Krieger.“

Doch ich konnte nicht umhin, etwas zu lächeln, als ich das Kind Hassan als einen Krieger bezeichnete.

Die beiden Brüder schienen dies ungern zu bemerken und entfernten sich gleich darauf.

Um diese Zeit wurde es im ganzen Wilajet bedenklich unruhig. Der Gouverneur, der sich später noch als großer Staatsmann auszeichnen sollte und schon damals überall wo er auftrat, Spuren seines weitsehenden Geistes und seiner unbeugsamen Energie zurückließ, hatte angeordnet, daß in der seiner Verwaltung anvertrauten Provinz die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden sollte. Diese

tief in das Volksleben eingreifende Maßregel war in vielen Teilen des Landes mit starkem Unwillen aufgenommen worden, und in den von den Afek und Dagara bewohnten Landstrichen war es zu offenem Aufstand gekommen.

Der Pascha entsandte sieben Bataillone und die Tschetschenreiter gegen die Rebellen, und begab sich persönlich auf den Kriegsschauplatz, wohin ich ihn begleitete.

Am Zusammenfluß des Dagara und des Euphrat stießen wir auf starke feindliche Streitkräfte, und der Oberbefehlshaber unserer Armee hielt es deshalb für geboten, in der Spitze des von den beiden Flüssen gebildeten Dreiecks, in leicht zu verteidigender Stellung, ein befestigtes Lager zu errichten, das unsern Truppen eine Zufluchtsstätte gewähren sollte, falls sie von den feindlichen Massen in offener Feldschlacht zurückgetrieben würden. Nachdem diese Verteidigungsmaßregeln aber getroffen waren, ohne daß uns die Aufständischen dabei sonderlich gestört hätten, ging unsere Armee, am achten Tage nach unserer Ankunft, an der Mündung des Dagara zum Angriff vor.

Der Gouverneur und sein Stab nahmen Stellung auf einer kleinen Anhöhe, von der aus der größte Teil des Schlachtfeldes übersehen werden konnte.

Der Kampf währte nur wenige Stunden. Die mit alten Gewehren bewaffneten, undisciplinirten, wilden Horden waren, trotz aller persönlichen Tapferkeit, unsern Soldaten und deren „Martini" nicht gewachsen. Es war ein ungleicher Kampf, in dem wir auf tausend Schritt sicher töteten, während es den Aufständischen nicht gelang, sich uns bis auf die geringe Tragweite ihrer Waffen zu nähern.

Die Rauchwolken entfernten sich mehr und mehr, und bald konnten wir deutlich erkennen, daß der vollständig geschlagene Feind in wilder Flucht allein noch sein Heil suchte.

Da löste sich von der Hauptmasse unserer Armee, die, dem fliehenden Feinde zugewandt, dem Gouverneur und dessen Stabe den Rücken kehrte, eine Abteilung ab. Eine mächtige Staubwolke, die immer größer und dichter erschien, nahte sich uns in Windeseile, und bald erkannten wir in dieser Wolke die blitzenden Uniformen unserer wilden Tschetschenreiter. Jetzt waren sie nur noch wenige hundert Schritt von uns entfernt, gleich darauf dicht vor uns. Den blutigen Säbel im Munde oder ihn mit wüstem Geschrei in der Rechten schwingend, wilden Blicks, die Gesichter mit Staub bedeckt und von Pulverdampf geschwärzt, sahen sie auf ihren, mit Schweiß bedeckten, keuchenden Rossen, furchtbar und schön aus. Die unter ihnen mit dem Säbel im Munde, hatten die rechte Hand zum Gebrauch der Waffe nicht frei, denn ein jeder schwang darin das abgeschlagene Haupt eines Rebellen. Sie nahten sich, einer nach dem andern, in sausendem Galopp der Anhöhe, auf der der Pascha stand, parirten dort kurz ihre sich wild bäumenden Tiere und schleuderten als Huldigung dem Gouverneur, der hervorgetreten war, um sie zu begrüßen, die blutige Trophäe vor die Füße. „So ergehe es allen Feinden des Großherrn!“ hörte man sie schreien. Dann sprengten sie, einen Halbkreis beschreibend, davon, um sich, der Anhöhe gegenüber, wieder zu sammeln und ordnungsmäßig aufzustellen.

Plötzlich erblickte ich auf einem mächtigen Pferde einen

kleinen Reiter, der im vollen Lauf seines Tieres auf uns zujagte. Er sah womöglich noch wilder als seine Kampfgenossen aus. Die Augen blitzten in erstaunlichem Feuer, im Munde hielt er den Säbel, die Nasenflügel flogen wie die eines abgehetzten Tieres, das Gesicht war mit einer Kruste von Staub und Blut bedeckt, die die Züge darunter kaum unterscheiden ließ. Aber ich erkannte sie. Das war mein Freund Hassan! Und jetzt hatte auch er mich erblickt, und gegen alle Sitte ritt er am Pascha vorbei, machte vor mir, der mehrere Schritte neben und hinter diesem stand, Halt, und ein abgeschlagenes Rebellenhaupt, das sich in seiner winzigen Faust ausnahm wie der Kopf Goliaths in der Faust Davids, mit wütender Gebärde hin und her schwingend, als wolle er mich damit treffen, rief er, es mir vor die Füße schleudernd, zitternder, zorniger Stimme, Thränen der Aufregung im Auge: „Bin ich ein Kind? Bin ich ein Kind?" und sprengte, sich auf den Hals seines Pferdes legend, wieder davon.

Die Schlacht, unter dem Namen „Gefecht von Dagara" bekannt, entschied über das Schicksal des Aufstandes, dessen Hauptmacht sie vernichtete. Mehr als fünfhundert Leichen des Feindes bedeckten den Wahlplatz. Von den Unsrigen waren nur wenige gefallen. Am meisten hatten die Reiter gelitten, die in der Wut der Verfolgung mit dichteren Massen des fliehenden Feindes handgemein und von diesen niedergemetzelt worden waren. Auch der große, schöne Salih war bei dieser Gelegenheit gefallen; Hassan, der an seiner Seite gefochten hatte, war unversehrt entkommen.

Der ganze Feldzug war in fünfundzwanzig Tagen be-

endet. Dann war die Ruhe im Wilajet wieder hergestellt; aber sie war teuer erkauft worden. Die Aufständischen hatten, auch als der Kampf schon gegen sie entschieden war, noch immer Vorstöße gegen die Truppen gemacht, und bei einigen Überfällen war es zu blutigen Scharmützeln gekommen, in denen viele der Unsrigen gefallen und verwundet worden waren. Diese, die Verwundeten, hatte man in einem Militärhospital untergebracht.

Auf dem Heimmarsch nach Bagdad hielt es der Pascha für seine Pflicht, einen Umweg zu machen, um das Hospital zu besuchen, das in Hillé, Babylon gegenüber, errichtet worden war. Ich begleitete ihn wie gewöhnlich.

Wir schritten, vom Generalarzt geführt, langsam durch die langen, mit Leidenden gefüllten Säle. Hin und wieder blieb der Gouverneur stehen, um mit einem der Verwundeten zu sprechen und ihm und seinen nächsten Nachbarn einige Worte des Trostes zu sagen.

Da hörte ich, als der Pascha gerade mit einem schwerverwundeten Tschetschen sprach, mit kaum vernehmlicher, leiser Stimme meinen Namen flüstern. Ich wandte mich um. Auf der andern Seite des schmalen Ganges, der die Betten in zwei Reihen teilte, lag in einem dieser Feldbetten der kleine Hassan. Er war sauber gewaschen und trug ein weißes, reines Hemd, und ich erstaunte wieder über die große Schönheit der feinen, kindlichen Züge. Aber wie elend sah mein armer Hassan aus! Nichts erinnerte an den wütenden Knaben, der mir das blutige Haupt eines Afek vor die Füße geworfen hatte. Hassan war jetzt totenbleich, die großen, schönen Augen

lagen tief eingefallen in dunklen Höhlen, und um den kindlichen Mund, mit den blutlosen Lippen, spielte ein mildes, müdes Lächeln.

Er winkte mir, mehr mit den Augen als mit der Hand: „Herr!“

„Ja, lieber Hassan.“

„Salih ist gefallen.“

„Ich weiß es.“

„Ich habe ihn gerächt.“

„Du hast recht gethan.“

„Herr . . .“

„Ja, lieber Hassan.“

Mit einer Bewegung, die ihm schwer wurde und ihn sichtlich schmerzte, öffnete er das Hemde und entblößte seine Brust und ich sah einen Verband, der, nach seinem Umfang, auf eine große Wunde auf Schulter und Brust schließen ließ.

„Bin ich ein Kind — bin ich ein Kind?“ fragte er ganz leise, traurig, rührend.

Ich war dem Weinen nahe. „Du bist ein ganzer Mann,“ sagte ich ernst.

Darauf schloß er mit einem glücklichen Lächeln die schönen, müden Augen.

III

Salihah.

Dies ist eine Liebesgeschichte — ein Teil der Geschichte meines Herzens. Wenn Sie mich anhören und verstehen wollen, so dürfen Sie mir nicht in die müden Augen blicken oder meinen grauen Bart betrachten. Sie müssen versuchen, sich in die Zeit zurückzuversetzen, da auch Sie jung waren. Sie liegt nun schon weit hinter uns. Und doch ist mir alles, was ich Ihnen erzählen will, so nah, als wäre es soeben geschehen, und die Ereignisse stehen klar und fest vor meines Geistes Augen. Das aber, was ich gestern erlebt, habe ich heute fast vergessen, und ich muß eine Anstrengung machen, um mich dessen wieder zu erinnern.

Damals — ich spreche von der Zeit, als ich in Bagdad lebte, also im Jahre 1869 — wohnte in der alten Kalifenstadt ein vornehmer Gast, Ikbal-el-Devlet, ein ehemaliger indischer König, der, von den Engländern entthront und mit einem großen, wahrhaft königlichen Jahresgehalt in den Ruhestand versetzt, seiner Heimat den Rücken gekehrt und sich in der Türkei niedergelassen hatte, weil er sich nicht daran gewöhnen konnte und wollte, in ein neues Verhältnis zu seinen Unterthanen zu treten,

die sich ihm früher nie anders als auf den Knieen, die Stirn gebeugt, in tiefster Ehrfurcht zu nahen gewagt hatten, und jetzt das Recht haben sollten — wenn auch nicht anzunehmen war, daß sie davon Gebrauch machen würden — gehobenen Hauptes an ihm vorüberzugehen. Auch wollte Ikbal nicht Unterthan der englischen Regierung werden: jede andere, und wäre es die eines Negerslaates gewesen, war ihm lieber.

In der Türkei war der heimatslose König in gastfreundlichster Weise aufgenommen worden. Man hatte ihm alle möglichen Erleichterungen geboten, damit er sich den Wohnsitz, der ihm am besten gefiel, suchen könnte, und schließlich, nachdem er sich in verschiedenen Wilajets umgesehen, hatte er sich in Bagdad niedergelassen.

Stadt und Land waren zwar, wie er mit königlicher Offenheit aussprach, nicht annähernd so schön, wie sein früherer Wohnort, aber es war warm und still in Bagdad und im Lande rings umher, man ruhte des Nachts auf Terrassen unter sternklarem Himmel als erhabenem Dach, die Wasser des Tigris erinnerten ihn an einen Strom, an dessen Ufern sein herrliches Schloß gestanden hatte, und dann — England war weit von Ost-Mesopotamien.

Ikbal-el-Devlet hatte sich zunächst einen alten, großen Palast in Bagdad zum Aufenthaltsort ausersehen. Aber bald war es ihm in der Stadt zu lebhaft geworden und er war bemüht gewesen, außerhalb derselben ein seiner würdiges Unterkommen zu finden, — und so war er eines Tages nach Ktesifon gelangt, dessen großartige Ruinen aus der Sassanidenzeit ihm gefallen hatten.

In dieser Gegend war dann in kurzer Zeit, mit ver-

schwenderischem Aufwand großer Kosten, ein leichtes, weitläufiges Gebäude aus dem Boden gewachsen, das, nach den Ideen und Bedürfnissen des alten Königs erbaut, ihm und seinem Hofstaat geräumiges Unterkommen gewährte. Er nannte es nach dem nächstgelegenen kleinen Orte „Schloß Grara“, und er verbrachte dort in würdevoller Ruhe, die nur durch Besuche willkommener Gäste unterbrochen wurde, den größten Teil des Jahres.

Ich hatte das Glück, mir das Vertrauen, ja, ich möchte in aller geziemenden Ehrfurcht sagen, die Freundschaft des Königs zu erwerben. Er richtete, ohne daß ich es gewagt haben würde, ein darauf bezügliches Ansinnen zu offenbaren, in seinem Schloß eine vollständige Wohnung für mich ein und sagte mir, ich hätte das Recht, mich als deren Herrn zu betrachten und möchte sie benutzen, wie es mir gefiele. Ich machte davon natürlich nur bescheidenen Gebrauch, aber die Güte des Königs war mir eine Ermutigung, ihm häufig Besuche abzustatten, und ich hatte die Freude zu bemerken, daß ich ihm nie ungelegen zu kommen schien und er stets bemüht war, meine Abreise hinauszuschieben.

Die Entfernung zwischen Bagdad und Grara beträgt, wenn man ein gutes Pferd reitet, etwa zwei Stunden. Meine amtliche Thätigkeit beschäftigte mich selten länger als bis vier Uhr. Dann war ich gewöhnlich mein eigener Herr, und da Überraschungen, Befehle aus Konstantinopel, die meine sofortige Anwesenheit auf meinem Posten nötig gemacht hätten, in hohem Grade unwahrscheinlich waren, so benutzte ich meine freie Zeit fast immer zu längeren Ausflügen außerhalb der Stadt. In vielen Fällen begab

ich mich dann geradewegs nach Grara, wo ich eines freundlichen Empfanges und eines guten Mahles, das ich an der Tafel des Königs, allein mit diesem, einzunehmen pflegte, sicher sein konnte. War das Wetter einladend, so kehrte ich wohl nach dem Essen nach Bagdad zurück, aber häufig blieb ich die Nacht über in Schloß Grara und trat den Rückweg erst am nächsten frühen Morgen an. In beiden Fällen pflegte ich mich bereits am Abend vom König zu verabschieden, da er zu der frühen Stunde, die ich zum Aufbruch wählte, noch in seinen Gemächern verweilte und für mich nicht sichtbar war.

In der ersten Zeit hatte ich Ikbal-el-Devlet stets mit „Eure Majestät“ angeredet, was mir bei der würdevollen, Achtung gebietenden Persönlichkeit des hohen Herrn auch das Natürlichste war. Als ich aber vertrauter mit ihm geworden war, hatte er mich eines Tages gebeten, diese Anrede fallen zu lassen.

„Sie gebührt mir, nach meinem Empfinden nicht mehr, denn ich habe aufgehört, ein Herrscher zu sein,“ sagte er, „und sie erinnert mich an Zeiten, als ich dazu berechtigt war. Diese Erinnerung ist heute eine traurige für mich. Es ist mein Wunsch, Sie möchten mit mir wie mit einem Gleichgestellten sprechen.“

Ich hatte mich zunächst noch oftmals versprochen, nachdem ich diese Aufforderung, die ich wie einen Befehl betrachtete, erhalten, aber mit der Zeit hatte ich mich an die äußere Form unseres Verkehrs, wie der König sie gewünscht, gewöhnt, obgleich ich in meinem Herzen und in meinen Worten niemals die Verehrung außer acht ließ, die der entthronte Monarch mir einflößte.

Der glühende Sommer unterbrach die Regelmäßigkeit meiner Besuche in Grara; namentlich hörte ich auf, dort zu übernachten. Denn die Morgen waren so heiß, daß ich nach einem Ritt von zwei Stunden ermattet und arbeitsunlustig in Bagdad eintraf. Ich ritt deshalb, sobald der König sich zur Ruhe begeben hatte, nach Bagdad zurück. Die Nächte waren verhältnismäßig kühl, und wenn der Mond nicht schien, so machten die großen Sterne den mir und meinem Pferde wohlbekannten Weg hell genug, um die Befürchtung, ich könnte mich verirren, auszuschließen.

Eines Tages, gegen Ende des Sommers, teilte mir der Gouverneur von Bagdad mit, er beabsichtige, dem König Ikbal einen Besuch abzustatten; gleichzeitig forderte er mich auf, ihn zu begleiten.

Wir verließen Bagdad etwas später, als ich gewöhnlich that, wenn ich allein ritt, und langten erst kurz vor der Essensstunde in Grara an. Der König empfing uns mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, und bewirtete uns auf das gastfreundlichste.

Wir blieben lange bei Tafel sitzen, an der erquickende Kühle herrschte, dank einem aus Indien mitgebrachten Punka, dem langen, über dem Tisch schwebenden Fächer, den ein Diener des Königs in fortwährend schwingender Bewegung hielt. Es war schon spät, als wir uns trennten, um uns auf die Terrasse und zur Ruhe zu begeben.

Das Lager des Gouverneurs war in der Nähe des meinigen angerichtet worden.

Die Nacht war unbeschreiblich schön. Der Mond herrschte, wunderbar bläulich silbernes Licht spendend, am

wolkenlosen Himmel. Hinter ihm, in unergründlichen Fernen, leuchteten einige der größten und hellsten Sterne matt hervor, kleinen, schwachen Lichtpunkten gleich. Sonst war der Himmel von feierlicher, großartiger Öde. Die weite Landschaft zu unsern Füßen lag in tiefem Frieden, wie in einem feinen, durchsichtigen Nebel aus Silberstaub gehüllt. Das Zirpen, Summen, Singen, Säuseln und Schwirren unzähliger Insekten und Käfer, die des Nachts zum Leben erwachen, erklang wie ein Schlummerlied, das der schlafenden Natur gesungen wurde, ohne deren Ruhe zu stören. Und den Grundton der wunderbaren, leisen, einförmigen Musik, die nie schwächer und nie stärker wurde, bildete das dumpfe Rauschen und leise Plätschern des nahen Tigris.

Wir hatten uns auf unsere Lager ausgestreckt und genossen stumm die berauschende Schönheit der südlichen Nacht.

Da plötzlich drangen sanfte Töne an unsere Ohren. Wir vernahmen ein Lied, dessen kurze Melodie sich mit geringfügigen Änderungen häufig wiederholte, und das, von der schönsten Mädchenstimme gesungen, die aus voller Brust kam, — nicht nach erbärmlicher Byzantinerart, durch Kehle und Kopf, — langsam getragen durch die stille Nacht zog.

Unwillkürlich richtete ich mich in die Höhe, um besser lauschen zu können, und mein Nachbar that ein Gleiches. Da hörten wir auch das vertraute schleifende Geräusch, das durch das Reiben gegen einander der beiden Mahlsteine der uralten arabischen Handmühle verursacht wird. — Und ich sah im Geiste ein vollständiges Bild: ein

offenes Beduinenzelt und vor demselben ein Mädchen, das das Mehl zum Brote des nächsten Tages mahlt und dazu singt.

Ruhig, sicher, zog das Lied durch die Nacht.

„Das ist ein schönes Lied," sagte mein Gefährte. „Kennen Sie es?"

„Ich kann die Worte nicht verstehen."

„Es ist ein schönes Lied, auch ohne Worte. Es ladet zur Ruhe ein. Ich werde schlafen." Und mein Nachbar legte sich wieder nieder. Nach langer Pause wiederholte er ganz leise: „Ein schönes Lied — ich werde schlafen." Und gleich darauf erkannte ich an seinen regelmäßigen, tiefen Atemzügen, daß er eingeschlafen war.

Ich aber lauschte noch lange Zeit, bis der Gesang verstummte. Dann erst suchte ich Ruhe. Aber das eine Lied verfolgte mich noch im Traum, und ich war bemüht, es zu suchen und hatte die Melodie gefunden, als ich am Morgen aus dem tiefen Schlaf der Jugend in köstlichen Halbschlaf hinüberschlummerte.

Die Gesellschaft des Gouverneurs gestattete mir, meine Rückreise diesmal um einige Stunden zu verzögern. Der Pascha wollte Grara nicht verlassen, ohne sich persönlich vom König verabschiedet zu haben, was er am vorhergehenden Abend versäumt hatte, und ich blieb mit ihm zurück, so daß ich unsern Wirt noch beim Frühstück begrüßen konnte, ehe ich mich zu Pferde setzte.

Ich sprach sogleich von der Musik, die uns am vorhergehenden Abend erfreut hatte.

„Ich bin zu alt, um noch Frauensang zu lauschen," sagte der König, „aber ich erinnere mich jetzt, schon manch-

mal, wenn ich in der Nacht aufwachte, eine schöne weibliche Stimme vernommen zu haben. Sie kommt aus den Zelten, hinter dem Park, wo einige Beduinen seit Anfang des Sommers ihr Lager aufgeschlagen haben. Mich wundert, daß Sie das Singen nicht schon früher gehört haben."

Ich bemerkte, daß ich seit mehreren Monaten nicht mehr in Grara geschlafen hätte, sondern regelmäßig nach dem Abendessen nach Bagdad zurückgekehrt sei.

„Dann sehen Sie jetzt, was Sie verloren haben, weil es Sie so schnell aus Grara trieb. Nun, kommen Sie heute abend zurück und bleiben Sie die Nacht über hier und hören Sie wieder den gefälligen Gesang."

„Nicht heute abend," antwortete ich, „dazu ist es zu spät geworden; aber morgen."

Am nächsten Abend war ich wieder in Grara, diesmal darauf vorbereitet, die Nacht über dort zu bleiben. Und als es spät geworden war, vernahm ich den wunderbaren Gesang, der mich entzückte.

Als ich, sogleich am darauffolgenden Tage, nach Grara zurückkehrte, äußerte ich während der Mahlzeit den Wunsch, mir die Sängerin anzusehen. Der König hatte nichts dagegen einzuwenden, doch bat er mich, zwei bewaffnete Diener zur Bewachung mitzunehmen.

„Ich habe noch keine Klagen über jene Leute hinter dem Park gehört," sagte er, „aber Beduine bleibt Beduine. Rauben ist ihm so natürlich, wie dem durstigen Lamm das Blöken."

Gegen elf Uhr, zur Stunde, wenn der Gesang zu beginnen pflegte, stand ich mit zwei Dienern an der Thür

des mit einer hohen Mauer umgebenen Parks und wartete. Bald vernahm ich das Schleifen der Mahlsteine, und gleichzeitig ertönte das Lied. Wir traten vorsichtig ins Freie. Der Mond war inzwischen fünf Tage älter geworden, aber beleuchtete die Landschaft noch immer so hell, daß auf geringe Entfernung alle Einzelheiten derselben deutlich erkennbar waren.

Ich erblickte vor mir eine Ebene, darauf, etwa zweihundert Schritte von der Parkmauer entfernt, ein kleines Beduinenlager, und zwischen dem Lager und dem Park, fast in der Mitte, eine Baumgruppe. Ich sagte den mich begleitenden Dienern, auf mich zu warten und schritt, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, auf jene Bäume zu. Dort herrschte schwarze Nacht; aber am lichten Rande unterschied ich, am Fuße eines mächtigen Baumes, einen alten Brunnen und daneben einen, aus zwei übereinandergelegten flachen Steinen gebildeten Sitz. Dort ließ ich mich nieder und blickte um mich.

Die Zelte, mit Ausnahme eines einzigen, waren dunkel. Aus dem erhellten Zelte drang ein schwacher Lichtschimmer, hell genug jedoch, um mich beim Scheine des Mondes erkennen zu lassen, daß vor dem Zelte eine menschliche Gestalt saß. Das war meine Sängerin, denn daher kam die Stimme, der ich jetzt zum viertenmal lauschte. Ich schlich mich nun noch näher, aber nach wenigen Schritten wagte ich mich nicht weiter vorwärts, aus Furcht, von der scharfäugigen Araberin gesehen zu werden und sie vielleicht zu erschrecken und zu verscheuchen.

Am nächsten Abend suchte ich wieder ihre Nähe, diesmal ohne Diener, da ich mich keiner Gefahr aussetzte, so=

bald ich mich nicht zu weit hervor wagte. Das that ich aber nicht, denn ich verblieb im dunklen Schatten der Bäume am Brunnen, wo ich die Gestalt des Mädchens erkennen, jedes Wort, das sie sang, verstehen konnte und gleichzeitig sicher war, weder von ihr gesehen, noch von einem eifersüchtigen oder raublustigen Beduinen überrascht zu werden.

Das arabische Mädchen — der Klang ihrer Stimme deutete an, daß sie ganz jung sein müsse — sang verschiedene Lieder, aber ihr Lieblingslied war wohl das, womit sie sich am ersten Abend in mein Herz hereingesungen hatte, — ein Lied, das den schwarzen Helden Antara feierte, der in furchtbarem Ringen Dhamdham, den stärksten Krieger des Stammes Dsobjan, erschlug und als Lohn dafür die Hand der geliebten schönen Königstochter Abla erhielt. Es war eine uralte Weise, mit nur wenigen, aber so feinen Modulationen, von so eigentümlichem Rhythmus, daß ich es wohl im Geiste mitsingen konnte, wenn ich den Vortrag hörte, aber mich, sobald es geendet war, vergeblich bemühte, es zu wiederholen.

Ich bemerkte kaum, wie die Zeit dahinging, während ich am Brunnen dem Beduinenmädchen lauschte; Mitternacht mußte jedoch längst vorüber sein, als sie sich langsam erhob, einen Augenblick in das Zelt trat und gleich darauf wieder erschien. Sie bückte sich und nahm etwas von der Erde auf, das sie über die Schulter schwang, und dann näherte sie sich der Stelle, von der aus ich sie beobachtete. Mein erster Gedanke war, sie werde zum Brunnen kommen, an dem ich saß, und ich trat schnell

und leise hinter einen Baumstamm, so daß ich vom Brunnen aus nicht gesehen werden konnte. Aber sie ging feierlichen Schrittes an mir vorüber. Ich sah ganz deutlich ihre hohe, schlanke Gestalt, und ich erkannte, daß sie über der Schulter einen jener langen Stricke trug, die an einem Ende einen schweren eisernen Bolzen haben und deren sich die Araber zum Fesseln ihrer Pferde bedienen, wenn sie sie im Freien weiden lassen.

Das Mädchen schritt dem Tigris zu, der die entgegengesetzte Seite der Parkmauer bespülte. Ich folgte ihr, sobald ich dies thun konnte, ohne mich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, und im dunklen Schatten der Mauer gelangte ich bis auf etwa fünfzig Schritte in ihre Nähe. Dort blieb ich stehen und wartete klopfenden Herzens.

Am Ufer des Tigris angelangt, entledigte sich das Mädchen ihres Gewandes und Kopftuches, trieb den eisernen Bolzen, den sie mitgebracht hatte, in die Erde, und, das andere Ende des langen Strickes ergreifend, glitt sie geräuschlos in den reißenden Strom.

Nach einigen Minuten erklomm sie das Ufer wieder, hüllte sich in ihr Gewand, schürzte das feuchte, lange Haar zum losen Knoten und verbarg es unter dem viereckigen schwarzen Tuch, das, vom Kopf bis auf die Schulter fallend, die Stirn bedeckte, das Gesicht aber frei ließ. Sodann trat sie, langsam, wie sie gekommen war, den Rückweg nach ihrem Zelte an.

Die Mondsichel am stahlgrauen Himmel, die großen stillleuchtenden Sterne, die im magischen Licht der südlichen Nacht gebadete Ebene, und darüber gemessenen, unhörbaren Schritts hinschreitend, hinschwebend, die schlanke

Gestalt des arabischen Mädchens! Ich sehe alles wieder vor mir, wie ich es vor vierundzwanzig Jahren sah. — O, die Jugend, o, die schöne Zeit!

Der König lächelte freundlich, als ich auch am nächsten Tage wieder erschien.

„Hätte ich gewußt, daß Nachtigallensang solchen Reiz für Sie hat," sagte er, „längst hinge der Vogel in einem Käfig in Ihrem Zimmer. — Wollen Sie ihn dort finden?"

Ich dankte. Der Gedanke, mir die Sängerin wie eine Sklavin zu erwerben, hatte etwas Abschreckendes für mich. Aber ich wollte sie sehen, mich überzeugen, ob ihr Antlitz ihrer Gestalt und ihrer Stimme würdig wäre. — Bei meinem nächsten Besuche ritt ich nicht sogleich vor das Schloß, sondern machte einen Umweg um die Parkmauer, damit ich bei Tageslicht das kleine Beduinenlager in Augenschein nehmen könnte. Die Lage des Zeltes, vor dem die Sängerin des Abends zu sitzen pflegte, hatte ich mir gemerkt.

Als ich an den Bäumen, halbwegs zwischen dem Lager und dem Park vorbei ritt, sah ich, mit dem Wasserkruge neben sich, ein braunes Mädchen am Brunnen stehen, in langem, dunkelblauem Gewande aus grobem Linnen, mit dem viereckigen schwarzen Tuch auf dem Kopfe und metallenen Ringen an den Handgelenken und Knöcheln. Sie hatte die Hände hinter dem Nacken in einander gelegt, und das zurückgebogene Haupt stützte sich leicht darauf. Die schlanken Arme, von denen die weiten Ärmel zurückgefallen waren, der feine, runde Hals zeigten sich mir in ihrer entzückenden Schönheit, und das, durch die Haltung der Hände straff über die Brust gezogene

leinene Gewand ließ die edlen Linien des jugendlichen Leibes deutlich erkennen. — Die großen flachen Augen waren, da das Mädchen den Kopf zurückgeworfen hatte und geradeaus sah, wie halb geöffnet und von breiten, fast geraden Lidern, mit dichten Wimpern besetzt, verschleiert. Aber der Blick aus den dunklen Augen traf mich wie ein Pfeil, und ich fühlte mich erbeben. Die gleichmäßige, warme Farbe des Gesichts, des Halses, der Arme, der Füße, war um einen Schatten dunkler, als die des frischen Mais. — Ich näherte mich ihr. Das Gesicht mit der feinen, geschwungenen Nase, dem halbgeöffneten Mund mit den schmalen Lippen, hinter denen nußweiße, kleine Zähne hervorblitzten, war so schön und edel wie die Gestalt.

Die vollendetste Form, in die es dem Herrn gefallen hat, menschliche Schönheit zu bannen, ist die des schönen Weibes aus dem Stamme, dem der Prophet entsprossen ist. Die griechische Venus erscheint bäuerisch im Vergleich zu dem strengen Adel der arabischen vollkommenen Gestalt. Die schlanken Glieder von vollendetem Ebenmaß, doch ohne Fülle, das heiße Blut, das unter sammetweicher, feiner Haut schnell pulsirt, die schmalen Hände und Füße und die feinen Gelenke an Hand und Fuß, der enge Gürtel, der runde, glatte Hals, die elastischen Muskeln von erstaunlicher Schnellkraft, die jeder Bewegung die Weichheit und Rundung des Ganges der Tigerkatze verleihen, die dunklen, flachen, weitsichtigen Augen, die regelmäßigen, starken, kleinen Zähne, die kühn gezeichneten Linien des Antlitzes, die stolze Haltung des Kopfes mit dem schwarzen, dichten Haar — alles dies zusammen

bildet ein Schönheitsganzes, dem nichts in der Schöpfung ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann, sicherlich nicht die griechische, weiche Schönheit, weit eher noch die blonde, herrliche, nordische, die der Kampfgenossin todesmutiger Helden und der Mutter unüberwindlicher Recken.

Vollkommen, unvergleichlich schön erschien mir damals das arabische Mädchen, das vor mir stand, und heute noch, nach einem Lebensalter, blüht es in meiner Erinnerung als von nie wieder erreichter Schönheit.

Sie verharrte unbeweglich in der von ihr eingenommenen Stellung, als ich verwirrt vor ihr Halt machte. Sie musterte — mit leichtem Spott schien es mir, denn ein stilles Lächeln kräuselte ihre schmalen Lippen — meinen Anzug, den Anzug des türkischen Beamten in Konstantinopel, den sie wohl nie zuvor gesehen hatte, und den kleinen englischen Sattel und das leichte Zaumzeug meines Pferdes.

„Wie heißt du?" fragte ich sie.

„Salihah."

„Woher kommst du?"

Sie löste den einen Arm, auf dem ihr Nacken ruhte und deutete nach den nahen Zelten.

„Bist du es," fuhr ich fort, „die ich jede Nacht singen höre?"

„Ich singe nachts bei der Arbeit."

„Weshalb arbeitest du so spät?"

„Der Tag ist heiß."

„Du singst sehr schön."

Sie antwortete nicht.

„Das Lied vom Helden Antara, das singst du besonders schön."

Nun wurde sie aufmerksamer. Sie ließ auch den andern Arm sinken und schaute mich geraden Blickes an. — Wie groß und tief ihre Augen waren!

„Woher weißt du das?“

„Weil ich dir jeden Abend lausche, hier an dieser Stelle, weil, seit der Nacht, da ich dich zum erstenmal gehört habe, bis heute, wo ich dich zum erstenmal am Tage sehe, keine Ruhe mehr in meine Seele gekommen ist, weil ich immer an dich und deine Lieder denken muß.“

Sie lächelte. „Ich habe dir meinen Namen genannt. . . . Wie heißt du?“

Ich nannte mich.

„Und wo wohnst du?“

„Ich wohne in Bagdad, aber ich reite jeden Tag herüber zum König Ikbal, um abends, wenn die anderen zur Ruhe gegangen sind, deinem Gesange lauschen zu können.“

„Bei Ikbal-el-Devlet wohnst du? Ich kenne ihn wohl, obschon er mich nicht kennt. Ich komme jeden Morgen in sein Haus und bringe ihm von unserer Milch.“

„Wirst du heute abend wieder singen?“

„Ja, ich werde wieder singen.“

„Auch das Lied von Antara?“

„Auch das Lied von Antara.“ Sie sah nach der Sonne. „Es ist Zeit zum Heimweg,“ sagte sie.

Sie beugte sich, schwang den Wasserkrug auf ihre Schulter, grüßte mich und entfernte sich langsam. Als sie etwa zehn Schritte gegangen war, blieb sie stehen und wandte sich nach mir um.

„Da du das Lied von Antara liebst,“ sagte sie, „so werde ich es heute abend dir singen. Gieb acht! Lebe wohl!“

Sie sang am Abend. Ach, so schön, so schön! Es war mir, als müsse meine Seele vor Sehnen und Wehmut vergehen.

Seit jener ersten Begegnung trafen wir uns täglich, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, an dem alten Brunnen, und meine Liebe zu dem schönen Mädchen wuchs mit jedem Tage. Sie blieb ruhig und freundlich, aber sie wurde zutraulicher und erzählte mir von ihrem Leben. — Sie wohne bei ihrem Vater, der Machmud heiße und dessen einzige ledige Tochter sie sei, ihre ältere Schwester wäre mit einem reichen Mann, Husseïn, verheiratet und hätte zwei Kinder, ihre beiden Brüder lebten in einem andern Teile des Landes, und sie hätte sie seit langer Zeit nicht gesehen.

Salihah nahm von nun an einen großen Teil in meinem Leben ein, ja, sie füllte es beinahe ganz aus, denn sobald die amtliche Arbeit, die mir oblag, beendet war, hatte ich keinen andern Gedanken, als zu ihr zu eilen, sie zu sehen, zu sprechen und in der Nacht ihrem Gesang zu lauschen.

König Ikbal liebte es, mich in freundschaftlicher Weise zu necken. Man merkte mir wohl an, sagte er, daß ich den Teil meines Lebens, in dem sich der Charakter am meisten bildet, im Abendlande verlebt hätte: ich schwärmte ja wie ein liebeskranker Schüler; wäre ich mein Leben lang in der Türkei geblieben, so würde ich die Schöne, die sicherlich nicht spröde wäre, längst mein eigen gemacht

haben. — Er mochte recht haben. Aber ich konnte Salihah nicht anders behandeln, als ich es that.

Eines Tages, nachdem ich den Abend in üblicher Weise mit Salihah und Ikbal verbracht hatte, erhielt ich, wenige Stunden, nachdem ich nach Bagdad zurückgekehrt war, einen Brief des Königs, und zwar in Versen. Denn Ikbal-el-Devlet war ein geschickter Dichter und liebte es in Reimen zu schreiben.

„Armer Verlassener, wie wirst du es tragen? Die Nachtigall, die sich in dein Herz gesungen hatte, ist davongeflogen. — Welche Spur läßt der Flug des Vogels in der Luft? Wie willst du ihm folgen? — Welche Spur läßt sein Lied? Es klingt fort in deinem Herzen und du wirst es immer hören. Und so lebt die Nachtigall noch für dich, aber du wirst sie nicht mehr sehen. Eile zur Stätte, wo ihr Nest stand, eile zum Freunde, der dich trösten möchte. — Armer Verlassener, du mußt es tragen!"

Ich war wie betäubt. Obgleich die Sonne noch hoch und heiß am Himmel stand, ließ ich sogleich ein Pferd satteln, und nach anderthalb Stunden setzte ich mein schweißbedecktes Tier hinter der Parkmauer von Erara in Schritt. — Da war der Brunnen, an dem ich die schönsten Stunden meines Lebens — so schien es mir — verbracht, und da war der Platz, an dem das Zelt Salihahs gestanden hatte. Öde und leer! Ich war verzweifelt. Ich begab mich auf mein Zimmer, wusch mein vom schnellen Ritt erhitztes Gesicht und dann ließ ich mich beim König melden, der mich sogleich empfing.

Er erzählte mir, das Lager sei, wie seine Leute ihm berichtet, noch vor Tagesgrauen abgebrochen worden, und

schon als ich fortgeritten sei, wären Zelte, Kamele, Pferde, Herden und Leute verschwunden gewesen. — Ich hatte davon nichts bemerkt, da ich am Morgen, wie gewöhnlich, geradewegs durch den Haupteingang zum Park nach Bagdad zurückgeritten war, ohne die Ebene, die sich hinter der Parkmauer erstreckte und auf der sich der Brunnen befand und das Lager gestanden hatte, in Augenschein zu nehmen.

„Wohin mögen die Leute gezogen sein?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht; aber wenn Sie wünschen, so werde ich Boten aussenden, um es zu erkunden.“

Ich dachte einen Augenblick nach und dann, entmutigt, lehnte ich den Vorschlag ab. Ich sagte mir, daß, wenn es Salihahs Wunsch gewesen wäre, mich nicht zu verlassen, so würde sie am letzten Abend von ihrem Fortziehen gesprochen haben. Sie wollte nicht bei mir bleiben, oder sie konnte es nicht. Sie hatte mich verlassen, ohne mir ein Wort des Abschiedes zu sagen. Es war sehr hart, aber ich mußte es tragen und ich trug es.

Der Winter ging langsam dahin. Ich war zunächst allen Zerstreuungen feind. Das Leben ohne Salihah erschien mir freudenlos. Mit der Zeit wurde ihr Bild schwächer. Ich dachte an sie, wie an eine geliebte Tote: mit tiefer Wehmut, ohne Hoffnung, aber ohne nagenden Schmerz. Und dann — sie teilte das Schicksal aller Toten. Der Platz, den sie in meinem Leben einnahm, wurde kleiner und kleiner. Aber niemals ritt ich nach Grara, ohne mit stillem Sehnen an sie zu denken, und jedesmal besuchte ich den Brunnen, an dem ich so schöne Stunden in ihrer Nähe verlebt hatte.

Es wurde Frühling und plötzlich Sommer. Ich sah den König häufig, wenn auch nicht mehr so regelmäßig wie im vergangenen Jahre. — Da wurde mir eines Tages wieder ein Brief von ihm gebracht. Wieder ein Gedicht! Er kündete mir „die Rückkehr der Nachtigall" an. „Glücklicher Freund, wie wirst du es tragen?"

Meine Liebe erwachte, wie aus dem Schlafe geweckt, mit neuen Kräften. Der Tag war noch nicht so weit vorgerückt, daß ich nicht, wenn ich sogleich fortritt, Grara eine Stunde vor Sonnenuntergang hätte erreichen können. Ich war schon früher dort und begab mich, ohne vor dem Schloß Halt gemacht zu haben, nach dem Brunnen. Der Platz war leer. Ich stieg ab, stellte mein Pferd in den Schatten der Bäume und wartete.

Da sah ich Salihah, den Wasserkrug auf der Schulter, sich mir nahen. Sie schritt langsam, in der ihr eigenen feierlichen Weise. Ich wagte nicht, meinen Platz im Dunkel der Bäume zu verlassen, aus Furcht, von denen gesehen zu werden, die dem Mädchen möglicherweise nachblicken konnten. Mein Pferd wieherte leise, aber Salihah beeilte den Schritt nicht. Und erst, als sie den Brunnen und dessen schützenden Schatten erreicht hatte, stellte sie den Wasserkrug hastig auf den Boden, und mit leisem Aufschrei der Freude, die Arme weit ausgebreitet, eilte sie auf mich zu, und zum erstenmale umfingen mich ihre Arme, und sie küßte mich.

Lange Zeit konnten wir nicht sprechen: nur kurze Worte der Zärtlichkeit kamen über unsere Lippen. Dann sagte ich:

„Wie unglücklich bin ich gewesen. Nun sollst du mich nicht wieder verlassen.“

Sie nickte.

„Wirst du mir folgen, wenn ich dich hole?“

„Ja, ich folge dir.“

„Wann?“

„Wann du willst.“

„Morgen?“

„Morgen.“

Darauf verabredeten wir, daß sie in der nächsten Nacht, zur Stunde, wo sie nach vollendeter Arbeit im Tigris zu baden pflegte, so also, daß ihre Bewegungen keinen Argwohn erregen würden, nach dem Brunnen kommen sollte. Dort wollte ich sie erwarten und zu den Pferden führen, die auf der entgegengesetzten Seite des Parks, von einem Diener gehalten, auf uns warten würden. — Es war eine Entführung nach allen Regeln.

„Weshalb ich die Sache nicht einfacher gemacht und das Mädchen nicht von ihrem Vater gefordert hätte?“

Er würde seine Tochter niemals einem verächtlichen Stadtbewohner, einem „Vavi“, gegeben haben. Ich wußte das von Salihah aus früheren Gesprächen.

Ich bewohnte in Bagdad ein geräumiges, allein stehendes Haus. Unter der zahlreichen Dienerschaft, die ich nach den Sitten des Landes unterhielt, befand sich auch eine ältere Frau, eine Christin, Namens Tusa, ein ruhiges, kluges, stilles Wesen, der ich die Aufsicht über meine Wäsche und Kleidungsstücke überlassen hatte. Sie war mir von meinem Vorgänger, der sie seinerseits von seinem Vorgänger übernommen hatte, als eine ganz zu=

verlässige, verschwiegene Person empfohlen worden, und sie hatte sich, seitdem ich sie kannte, als eine solche bewährt.

Ich ließ Tusa zu früher Stunde zu mir rufen und sagte ihr, ich würde am nächsten Morgen, vor Tagesanbruch, mit einem arabischen Mädchen eintreffen, in dem sie ihre zukünftige Herrin zu erblicken habe. Es sei mein Wunsch, daß der Aufenthalt des jungen Mädchens in meinem Hause geheim gehalten werde, ich überließe es ihr, die dazu nötigen Vorkehrungen zu treffen. Das ganze Haus, mit Ausnahme der wenigen Zimmer, die ich bewohnte, stehe zu ihrer Verfügung, sie solle sich bemühen, zu meiner Befriedigung zu handeln.

„Ich habe wohl verstanden," antwortete sie und entfernte sich.

Als ich gegen vier Uhr von meinem Bureau zurückkam, trat sie in mein Zimmer und bat mich, ihr zu folgen. — Sie hatte in einem Teile des Hauses, in dem, außer ihr, niemand etwas zu suchen hatte, und der von den anderen Dienern nicht betreten wurde, zwei Zimmer für Salihah in einer Weise eingerichtet, die alle Ansprüche des Mädchens, das sicherlich nicht verwöhnt war, vollkommen zu befriedigen geeignet erschienen.

„Das ist gut," sagte ich. „Nun sorge dafür, daß du allein diesen Raum betrittst, und niemand im Hause bemerkt, daß deine Herrin hier lebt."

„Ich werde dafür sorgen," antwortete Tusa. Sie schien einige Erfahrung zu besitzen in solchen Sachen, und das wunderte mich nicht, wenn ich daran dachte, wer meine Vorgänger gewesen waren.

Darauf beschied ich den ersten Stallknecht zu mir, einen Mann, der seit einer Reihe von Jahren in meinen Diensten stand, und den ich aus Stambul nach Bagdad mitgebracht hatte. Ich sagte ihm, er solle um zehn Uhr abends drei Pferde bereit halten. Er würde mich auf einem Ritt zu begleiten und ein Pferd ledig mitzuführen haben.

„Niemand darf wissen, daß wir heute abend reiten," sagte ich.

„Niemand wird es erfahren, Herr."

Zur bestimmten Stunde war alles bereit, und wir setzten uns zu Pferde. Ich hatte berechnet, daß Salihah gegen ein Uhr frei sein werde. Aber ich wollte bis Grara langsam reiten, um die Pferde frisch zur Stelle zu bringen, damit ich sie auf dem Rückweg nicht zu schonen haben würde. Während des Ritts gab ich dem Diener zu verstehen, worum es sich handelte. — „Niemand weiß von diesem Ritt," sagte ich. „Wenn jemand es erfährt, so strafe ich dich und entlasse dich aus meinen Diensten."

„Niemand wird es erfahren, Herr."

In geringer Entfernung von Grara ließ ich den Mann mit den drei Pferden unter einem Baum zurück. Der Himmel war bedeckt, doch drang genug Sternenlicht durch die Wolken, um den Weg, den ich Hunderte von Malen zurückgelegt hatte, für mich genügend erkennbar zu machen. Ich ging, wie ich es mit Salihah verabredet hatte, nach dem Brunnen, und ich vernahm das schleifende Geräusch der Mahlsteine, das, wie gewöhnlich, Salihahs ruhiger Gesang begleitete. Sie sang mein Lieblingslied: die

Heldenthaten Antaras. Sehen konnte ich sie nicht, dazu war die Nacht zu dunkel. Nach einer Weile, gegen ein Uhr, wurde es still. Ich lauschte aufmerksam. Und plötzlich, schneller als ich gedacht hatte, tauchte des Mädchens hohe Gestalt aus der Nacht hervor und trat auf mich zu. Ich ergriff ihre schmale Hand, die regungslos und kühl in der meinen ruhen blieb. Ich schritt schnell; — aber kein Mensch geht einem Araber zu schnell. Sie folgte mir ohne Hast und ohne Mühe.

Der Diener löste die Tücher, die er um die Köpfe der Pferde gebunden hatte, und gleich darauf saßen wir alle drei im Sattel und ritten schnell davon. Salihah saß zu Pferde wie eine Amazone, rittlings, ohne die Steigbügel zu gebrauchen, als wäre sie eins mit dem Tiere unter ihr.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde, nur wenige Worte wechselnd, neben einander hingaloppirt waren, während der Diener uns in gemessener Entfernung folgte, sagte Salihah:

„Ich bin des Sattels nicht gewöhnt. Nimm ihn ab und gieb mir eine Decke. Es ist mir bequemer.“

Sobald wir Halt machten, eilte der Stallknecht auf uns zu, um meine Befehle zu empfangen. Salihah sprang vom Pferde, der Mann nahm den kleinen englischen Sattel ab, faltete eine Decke zusammen, die auf seinem Pferde gelegen hatte, befestigte diese mit einem Gurt, und Salihah schwang sich wieder auf den Rücken des guten Tieres, das sich der leichten Last, die es zu tragen hatte, zu freuen schien.

„Nun befinde ich mich erst wohl,“ sagte sie.

Wir galoppirten weiter, Seite an Seite. „O, mein Liebling,“ flüsterte Salihah mir zu. „O, mein Liebling!“

Zwischen drei und vier Uhr morgens langten wir in Bagdad an. In der Nähe meiner Wohnung stiegen wir von den Pferden. In meinem Hause erschien alles dunkel, aber sobald wir vor der Thür angelangt waren, wurde diese geräuschlos von Tusa geöffnet, die, eine Ampel in der Hand, Salihah in die für sie bestimmten Gemächer führte.

Diesem Abend folgten fünf kurze Monate, die ich wohl als die glücklichsten meines Lebens bezeichnen möchte. Ich wurde Salihah nicht etwa nach einiger Zeit müde, nein, sie wurde mir mit jedem Tage teurer. Was ihre Gesellschaft so angenehm machte, die Eigenschaften, denen ich in erster Linie zuschrieb, daß Salihah mich niemals ermüdete, waren: eine Anspruchslosigkeit, von der man sich in civilisirten Ländern keinen richtigen Begriff machen kann, eine eigentümliche, stille, gleichmäßige Heiterkeit des Gemüts, die in ihrer Ruhe und Natürlichkeit etwas unbeschreiblich Wohlthuendes hatte und endlich — so unwahrscheinlich dies auch klingen mag — eine Art geistreichen Verständnisses für alles Neue. Ihre Bemerkungen über dies oder jenes, was sie an mir beobachtet oder was Tusa, ihre einzige Gesellschaft, ihr erzählt hatte, überraschten mich nicht selten durch ihre Schärfe und Richtigkeit. Ich konnte mich in Salihahs Gesellschaft nicht nur ausruhen und erfreuen, ich konnte mich auch sehr gut unterhalten.

Über Salihahs Zimmer war eine Terrasse, die ich

von der über meiner Wohnung erreichen konnte. Ich hatte diesen Teil des Dachs abschließen lassen, und dort erging sich Salihah des Abends. Einigemale forderte ich sie auf, mit Tusa einen Spaziergang zu machen; aber gewöhnlich lehnte sie dies ab. Sie hatte Furcht, sich zu zeigen und sie befand sich am wohlsten auf der hohen, weiten Terrasse, wo sie von niemand als von Tusa oder mir gesehen werden konnte. Manchmal, in tiefer Nacht, wenn alles rings umher ruhte, sang sie mir, mit halber Stimme, mein Lieblingslied vom schwarzen Helden Antara vor.

Im Hause mochte wohl der eine oder andere Diener, auch außer den zwei wissenden, ahnen, daß etwas Neues, verborgen Gehaltenes in mein Leben getreten sei, aber niemals wurde ich durch fremde Neugier im Genuß meines stillen Glücks gestört, und in Bagdad selbst blieb mein Verhältnis zu Salihah ein Geheimnis.

Der König Ikbal, der erkennen mochte, was geschehen sei, sprach mir nie davon. Auch schien er nicht, wie es unter gewöhnlichen Verhältnissen geschehen sein würde, zu bemerken, daß meine Besuche selten geworden waren, und daß ich, wenn ich zu ihm kam, nach dem Essen nach Bagdad zurück ritt, mochte das Wetter gut oder schlecht sein.

Seit fünf Monaten wohnte Salihah bei mir. Der Sommer nahte seinem Ende, als mir eines Nachmittags gemeldet wurde, ein Beduine wünsche mich zu sprechen. Das war nichts Ungewöhnliches. Ich ließ den Mann in mein Zimmer treten. Er begrüßte mich kurz, wie es die Art der Beduinen ist und kauerte sich dann sofort

nieder. Es war ein hagerer, großer Mann, von etwa fünfzig Jahren, finsteren, gebieterischen Angesichts, harter, rauher Stimme. In der Hand trug er die kurze Keule, die die Männer seines Stammes nur selten verläßt.

„Ich bin Machmud,“ sagte er, „der Vater deines Weibes Salihah. Führe mich in ihre Gegenwart oder bescheide sie hierher.“

Ich war bestürzt. „Ich will sehen, ob Salihah zu Hause ist,“ sagte ich. „Ist sie nicht ausgegangen, so magst du mit ihr sprechen.“

„Sie ist zu Hause, ich weiß es; aber sprich nur mit ihr, ehe du mich zu ihr führst. Ich bin ihr Vater, und sie wird sich mir nicht entziehen wollen.“

Ich eilte zu Salihah. „Dein Vater ist hier,“ sagte ich, „er will dich sprechen.“

„Das hatte ich immer gefürchtet . . . O, die schöne Zeit! — Laß ihn eintreten.“

Ich führte Machmud zu seiner Tochter und ließ die beiden allein.

Nach einer halben Stunde konnte ich meine Unruhe nicht mehr bekämpfen und kehrte nach der Thür zurück, die in Salihahs Zimmer führte. Ich hörte niemand sprechen und öffnete die Thür. Salihah saß auf der Erde, das Haupt gebeugt, und ich sah, daß sie geweint hatte.

„Nun?“ fragte ich, „was wollte dein Vater?“

„Er wollte mich sehen.“

„Wie hatte er erfahren, daß du hier bist?“

„Er wußte es schon längst, durch einen Diener von Grara.“

„Was hat er dir gesagt?“

Sie sann eine Weile nach, dann antwortete sie: „Es würde dich nicht erfreuen, es zu hören, und du kannst nichts zum Besseren wenden. — Laß nur!“

„Du weißt nicht, was ich vermag. Ich habe wohl mehr Macht, als du glaubst; vielleicht könnte ich doch noch alles zum Guten wenden.“

„Nein, du kannst es nicht. — Laß nur!“

„Du willst nicht sprechen?“

„Es ist besser, daß ich schweige.“

„Hast du kein Vertrauen zu mir?“

„Ich habe Vertrauen zu dir, das weißt du. — Habe du Vertrauen zu mir. Ich sage dir: es ist besser, daß ich schweige.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ach, Geliebter, zürne mir nicht, quäle mich nicht, behalte mich lieb . . . Es ist besser, daß ich schweige.“

Ich kannte von den Arabern nun schon genug, um zu wissen, daß auch weiteres Drängen in Salihah fruchtlos geblieben sein würde. Die Araber sind nicht Freunde von Kraftvergeudung. Einem schwachen Angriff setzen sie nicht mehr als schwachen Widerstand entgegen, aber dieser wächst mit der Stärke des Angriffs, und bei einigen Arabern wird er zuletzt zu unbeugsamem Trotz. — Salihah wollte mir nicht antworten und würde mir nicht antworten, auch wenn ich alle Mittel, die mir zur Verfügung standen: fortgesetztes Bitten, Versuche der Überredung, ja Drohung, angewandt hätte. Im äußersten Falle würde sie mich eher verlassen, als mir nachgegeben haben. Ich sah zu Boden und schwieg.

„Zürnst du mir, Lieber?“ fragte sie zärtlich.

„Ich zürne dir nicht,“ antwortete ich; „aber du machst mich sehr unglücklich.“

„Auch ich bin unglücklich,“ sagte sie entmutigt.

Seit jenem Tage ging eine auffallende Veränderung in Salihahs Wesen vor. Ihre Heiterkeit war verschwunden, sie erschien niedergeschlagen und leidend. Etwas, was ich nicht erkennen konnte, hatte sich zwischen uns geschoben. Aber ihre Zärtlichkeit war unverändert; ja, ihre Traurigkeit verlieh ihren Gefühlen für mich noch größere Wärme, so daß ich ihr nicht zürnen konnte und nur beunruhigt war.

Und dann kam das Schlimmste, das ich dunkel geahnt hatte. Gegen Ende des Sommers wurde mir eines Tages, als ich auf meinem Zimmer im Gouvernementsgebäude arbeitete, gemeldet, einer meiner Diener wünsche mich zu sprechen. Ich ließ den Mann eintreten. Er bestellte mir, Tusa lasse mich bitten, sogleich nach Hause zu kommen, sie habe mir etwas mitzuteilen, das keinen Aufschub dulde. Ich begab mich eilig nach meiner Wohnung. Tusa trat mir bleich und zitternd entgegen und flüsterte mir zu: „Salihah hat das Haus vor einer halben Stunde verlassen: ihr Vater hat sie abgeholt. Sie hat die Straße nach dem Tigris eingeschlagen. Ihr Pferd, Herr, steht gesattelt vor der Thür. Sie können sie noch leicht einholen.“

Ich richtete einige schnelle Fragen an Tusa, dann schwang ich mich aufs Pferd und ritt den Flüchtigen nach. Ich erblickte sie jenseits des Tigris, in der Nähe des Grabmals der Sitté Zubeïdah; — aber ich hielt mein Pferd an, ehe ich sie überholt hatte.

Der Vater und die Tochter gingen, weit und regelmäßig ausschreitend, wie Fußgänger, die ein fernes Ziel vor sich haben, das sie erreichen wollen; sie gingen jedoch nicht neben einander, sondern in gleicher Höhe, auf der rechten und linken Seite der breiten Straße.

In wenigen Minuten konnte ich sie überholt haben ... Sollte ich ihnen weiter folgen? Salihah war gegangen, ohne mir die leiseste Andeutung zu machen, daß sie gehen werde. Ich hatte am Morgen in üblicher Weise von ihr Abschied genommen, und sie hatte keine innere Erregung zu erkennen gegeben. Sie war mir sehr traurig erschienen, als sie mich umarmt hatte, aber daran hatte ich mich leider gewöhnen müssen. — Sie hatte mich gewissermaßen freiwillig verlassen, denn bei der Stellung, die ich im Lande einnahm, hätte ihr Vater sie nicht zwingen können, von mir zu gehen, wenn sie nicht darin gewilligt hätte. Salihah war nicht wankelmütig. Sie würde jetzt noch gerade ebenso denken, wie vor einer Stunde, als sie mein Haus verlassen hatte. Sie würde ihrem Vater, nicht mir, auch ferner folgen. Mein Erscheinen würde zwecklos einen für sie und für mich schmerzvollen Auftritt heraufbeschwören. Ich ritt nicht weiter. Ich blieb neben dem alten Grabmal stehen und sah den Davonschreitenden lange, lange nach. Sie schritten, immer durch die Straße von einander getrennt, desselben festen Schrittes weiter. Die großen Gestalten wurden kleiner, undeutlicher und plötzlich waren sie, wie im Boden versunken, in einer Vertiefung der Ebene verschwunden. Ich sah sie nach geraumer Zeit am entgegengesetzten Rande derselben wieder auftauchen, aber nun kaum noch erkennbar, zwei schmalen, starren Strichen

gleich. Und bald darauf verschwanden sie meinen Blicken vollständig. Da erst wandte ich den Kopf meines Pferdes nach Bagdad zurück.

Sobald ich auf meinem Zimmer war, rief ich Tusa. Sie konnte mir wenig erzählen. Machmud sei erschienen und habe sich in das Gemach seiner Tochter begeben. Salihah sei noch einmal, auf einige Minuten, in mein Zimmer gegangen, und gleich darauf hätten die beiden das Haus verlassen. Salihah sei wohl darauf vorbereitet gewesen, daß ihr Vater sie abholen werde, denn sonst hätte sie kaum so schnell reisefertig sein können. Sie hätte übrigens nichts von den ihr geschenkten Sachen mitgenommen. Alles sei am alten Platze, nur die Herrin fehle.

Ich fragte Tusa, ob Salihah ihr keinen Auftrag für mich gegeben hätte.

„Nein, sie hat kein Wort gesprochen, sie hat auch mir nicht Lebewohl gesagt, obwohl sie sonst stets freundlich und aufmerksam gegen mich gewesen ist."

Ich ging in das öde Zimmer. Ich hoffte mit der Zähigkeit der Hoffnung Liebender, dort irgend ein Zeichen von ihr zu finden. Nichts . . . Nichts! Da wurde mir so weh ums Herz, und mein Leben erschien mir so arm, daß ich es nicht beschreiben kann.

Zu später Stunde begab ich mich zur Ruhe. Als ich den Fuß ausstreckte, fühlte ich am Ende des Bettes einen weichen, elastischen Körper. Ich griff darnach und zog ihn hervor. Es waren, in einen großen, losen Knoten zusammengeschürzt, die langen, schwarzen Haare Salihahs. Sie sagten mir: „Ich werde um dich trauern wie um

den dahingeschiedenen Gatten.“ Das Andenken beruhigte mein Herz und machte es noch trauriger.

Herbst und Winter gingen wie im vorigen Jahre, als Salihah mich zum erstenmale verlassen hatte, einförmig und freudenlos dahin, und wie damals gewöhnte ich mich auch diesmal wieder an meine Einsamkeit. Sie mußte ertragen werden — und ich ertrug sie.

Im Frühjahr beauftragte mich der Gouverneur, die Arbeiten an dem großen Kanal von Saklavié in Augenschein zu nehmen und darüber zu berichten. Der französische Ingenieur, der jene Arbeiten leitete, sollte mich begleiten. Wir machten uns am nächsten Morgen vor Tagesanbruch auf den Weg und gelangten gegen Sonnenuntergang in die Nähe des Ziels unserer Reise. Als wir, von des Tages Hitze ermüdet, langsam durch ein Gehölz hochstämmiger Bäume ritten, gewahrte ich vor mir eine langsam dahinschreitende Frauengestalt, die auf der linken Schulter ein kleines, rittlings sitzendes Kind trug. Es war Salihah. Ich erkannte sie sogleich. Ich bat meinen Begleiter, mich zu verlassen und näherte mich der, die ich so heiß geliebt hatte und um die mein Herz noch immer trauerte. Sie wandte sich mit der ihr eigentümlichen Gelassenheit um, als sie Hufschlag hinter sich vernahm, und auch sie erkannte mich auf der Stelle. Sie setzte das Kind, das sie getragen hatte, zur Erde und ich hörte, wie sie ihm sagte, nach Hause zu gehen. Und dann blieb sie ruhig stehen und erwartete mich.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich betrachtete sie liebevoll; aber in meinem Blick lag wohl auch eine bittere Anklage. Da hob sie das Tuch, das ihr das

Haupt und den Nacken bedeckte und zeigte auf ihr kurzes Haar:

„Ich traure noch immer um dich," sagte sie leise.

„Warum hast du mich verlassen?" fragte ich.

Sie erzählte in kurzen Worten, ihr Vater habe ihr bei seinem ersten Besuche gesagt, ihre Schwester sei krank, deren Kinder mangelten der nötigen Pflege; sie, Salihah, sollte kommen und ihnen die Mutter ersetzen. Sie hätte versprechen müssen, es später zu thun. — „Was vermochte ich gegen den Willen meines Vaters? Er befahl mir, mich jeden Tag bereit zu halten — und eines Tages kam er, um mich zu holen. Meine Schwester war gestorben, ich sollte sie bei den verwaisten Kindern ersetzen. Ich folgte meinem Vater, schweren Herzens. Er führte mich zwei Tagereisen südwärts. Dann kamen wir an unser Lager, und ich zog in mein altes Zelt ... Glaubst du, daß ich an dich dachte, daß ich um dich weinte? ... Ich sorgte für die Kinder und hatte schwere Arbeit zu verrichten für meinen Vater und für Hussëin. Mein Vater war finster und sprach nie freundlich mit mir. Große Mühe hatte ich, um ihn nicht durch kleine Versehen zu jähem Zorn zu reizen. Einmal wollte er mich schlagen, aber ich sagte, dann würde ich sterben oder zu dir entfliehen. Da ließ er mich in Ruhe. Drei Monate später packte ihn das Fieber des Teufels. Wir machten eine Grube und legten ihn in heißen Sand, damit er genese. Aber die Grube wurde sein Grab. Als er den Tod nahen fühlte, befahl er mir, wenn er gestorben sei, die Gattin meines Schwagers zu werden. Und ich mußte es ihm versprechen. Und am nächsten Tage ver-

schied er. Ich aber zog bald darauf in Husseins Zelt, und bin jetzt dessen Frau."

Was konnte, was sollte ich thun? — Salihah war für mich verloren.

„Bist du glücklich?" fragte ich.

„Ich habe viel Arbeit," antwortete sie. „Hussein ist reich, und ich muß auch für seine Kinder sorgen."

„Ich möchte dir so gern noch eine Freude machen, ehe wir uns trennen ... Ist es in meiner Macht?"

„Sag mir, wenn du es in Wahrheit sagen kannst, daß du mich lieb gehabt hast und mich nicht vergessen wirst."

„Ich habe dich über alles geliebt, und ich werde dich nie vergessen."

Da leuchteten ihre Augen in glücklichem Schimmer und sie sagte leise: „Nun hast du mir große Freude gemacht, und nun will ich gehen. Möge dein Leben lang und glücklich sein!"

Sie wandte sich ab und schritt davon. Ich blickte ihr nach, ich hoffte, sie würde mir ihr Antlitz noch einmal zuwenden, mir ein letztes Lebewohl zuwinken. Sie that es nicht. Aber plötzlich vernahm ich ihre Stimme, ihre geliebte Stimme. Antaras Lied war es, das sie sang. Es erklang laut und herrlich, meine Brust mit namenlosem Sehnen füllend — wurde schwächer und schwächer — war verhallt. — Die Sonne war unter dem Horizont verschwunden. Ein kalter Wind, der mich erschauern machte, fegte durch die Bäume. Es wurde schnell dunkel, und ich fühlte, daß das milde Licht, das meine Jugend erwärmt und erhellt hatte, für immer erloschen sei.

IV

Reïhan.

Im Jahre 1871 wurde ich von Bagdad abberufen und mit einer Mission nach Indien betraut. Ich machte mich wenige Tage später auf den Weg, fuhr den Tigris und Schatt-el-Arab hinunter nach Basra und wartete dort auf das englische Dampfboot, das mich nach Bombay führen sollte. Aber als es nach fünf Tagen eintraf, hatte mich ein heftiges Fieber gepackt und aufs Krankenlager geworfen, so daß ich nach Bagdad melden mußte, ich wäre vorläufig unfähig, meine Reise fortzusetzen.

Mein Zustand verbesserte sich auch während der nächsten Tage nicht, und da ich mir das Fieber sicherlich in dem ungesunden Basra geholt hatte und annehmen durfte, daß ein Klimawechsel mir wohlthun würde, so übersiedelte ich eines Tages, an dem die Krankheit mich frei ließ, nach dem wenige Stunden südwestlich von Basra gelegenen Orte Zobeïr.

Dort fand ich ohne große Mühe eine luftige, freundliche Wohnung, in der ich mich, dank der Tüchtigkeit meines Dieners Osman, der mich seit Stambul begleitete, ziemlich behaglich einrichten konnte. — Mit meiner Genesung ging es jedoch nur sehr langsam vorwärts, und

da es in Zobeïr an ärztlicher Pflege, die mir Vertrauen eingeflößt hätte, gebrach, so schrieb ich dem Gouverneur von Bagdad und bat ihn um die Erlaubnis, dorthin zurückkehren zu dürfen. Die Genehmigung meines Gesuchs traf mit umgehender Post in Zobeïr ein. Ich mußte dort jedoch noch einige Zeit verbleiben, um mich auf dem Dampfschiff, mit dem ich meine Rückreise antreten wollte, einschiffen zu können.

Zwei Tage vor meiner Abreise, während eines Spazierganges am Ufer des Schatt-el-Arab, hörte ich plötzlich jämmerliches Weinen und Schreien. Ich näherte mich schnell dem Orte, von dem die Klagen kamen und stand bald vor einem ziemlich großen arabischen Boote, das dicht am Ufer lag, mit dem es durch eine lange, schmale Planke verbunden war. In dem Fahrzeug stand ein kräftiger, hagerer Mann, der mit der flachen Hand, aber heftig und augenscheinlich ergrimmt, auf etwas, das zu seinen Füßen lag und ich vom Ufer aus nicht sehen konnte, einhieb. Ich betrat das schmale Brett und war in wenigen Schritten an Bord des Kaïk. Der Mann drehte mir den Rücken zu und bemerkte mein Kommen gar nicht ... Vor ihm lag der dunkle, sich in Schmerzen windende und krümmende Körper eines etwa zehnjährigen Knaben.

„Halt!“ rief ich entrüstet. „Willst du aufhören, das Kind zu mißhandeln?“

Der Angeredete wandte sich schnell nach mir um und maß mich dann langsam von Kopf bis zu Füßen.

„Wer bist du?“ fragte er mit rauher Stimme. „Was hast du mir zu befehlen? Geh deiner Wege! Ich rate es dir!“

96

„Ich bin jemand, der dich bestrafen lassen kann, wenn du ihm nicht gehorchst,“ antwortete ich. „Quäle den Knaben nicht weiter oder du wirst es bereuen.“

Der Mann zuckte die Achseln und lachte höhnisch. „Und wenn ich dir jetzt gehorche — kannst du mich bestrafen, für das, was ich morgen oder später thun werde?“

Das Kind war davon gekrochen, sobald der Mann sich von ihm abgewandt, und hatte sich in den Hinterteil des Boots geflüchtet, wo es zwischen den zwei großen Wasserkrügen zusammengekauert dasaß und, die Hände vor dem Gesicht, krampfhaft, aber nun leise schluchzte. Es war halbnackt, kümmerlich mit elenden Lumpen bedeckt und entsetzlich abgemagert.

„Was hat das Kind gethan, daß du es so hart züchtigst?“ fragte ich wieder.

„Was es gethan hat? . . . Es ist mir ein Greuel . . . von früh bis spät . . . Der elende Mischling! Aus Erbarmen habe ich ihn zu mir genommen, und nun verwünsche ich meine Gutmütigkeit. Ich möchte, ich hätte ihn nie gesehen! Wäre er nur erst wieder fort aus meiner Nähe! Er ist zu nichts gut, der Schwächling! Er ist mir nur eine Last!“

„Wie bist du zu dem Knaben gekommen?“

„Mein Bruder sagte, er wäre sein Sohn. Seine Mutter hat keiner von uns gesehen. Was mag das für ein Weib gewesen sein?“ Er lachte höhnisch. „Blickt auf das schwarze Kind! . . . Sie ist längst tot, so hörte ich von meinem Bruder; dieser aber ist vor sechs Monaten gestorben, und seitdem ist sein Sohn bei mir. Lange werde ich ihn hoffentlich nicht mehr zu ernähren haben.“

Ich blickte wieder nach dem armen Verwaisten. Sicherlich war er nicht reiner arabischer Abkunft: wohl ein Mischling, so erschien es mir, von Araber- und Negerblut. Aber seine dunkle Farbe allein war vom Neger; die schlanken, sehnigen Glieder, die feingeschnittenen Gesichtszüge, die gut geformten Lippen, das straffe lange Haar bekundeten den arabischen Vater. Er hatte die Hände jetzt vom Gesicht genommen und blickte mich jämmerlich, Beistand und Mitleid erflehend, an.

„Höre!“ sagte ich dem Schiffer. „Ich werde dir den Knaben abnehmen. Er kann mit mir gehen.“

Das Gesicht des Mannes veränderte sich im Augenblick: statt des Zornes blickte jetzt Habsucht und Schlauheit daraus.

„Was willst du für den Knaben geben?“ sagte er. „Er ist gesund und stark. Bewundere seine Zähne!“

„Du wolltest ihn ja los sein. Ich will dich von einer Last befreien; aber ich kaufe keinen Sklaven.“

„Dann bleibt er hier,“ sagte der Mann; „und ich werde doch noch meine Freude daran haben, ihn zu erziehen . . . Hierher Reïhan! Schnell! Hörst du mich? Soll ich dich etwa holen?“

Der Knabe, Angst in den Mienen und in jeder Bewegung, näherte sich dem Schiffer, und wieder streifte mich der jammervolle Blick seiner großen Augen.

„Ich will den Knaben nicht kaufen,“ sagte ich; „aber da du arm scheinst und wohl geldbedürftig bist, so will ich dir ein Geschenk machen, wenn du das Kind mit mir gehen läßt.“

„Was willst du mir geben?“

Ich zeigte ihm einige Goldstücke.

Er streckte gierig die Hand aus. „Gieb mir das Geld, und nimm den Schwarzen. Und möge mit ihm Glück in dein Haus ziehen.“ Er wandte sich an das Kind: „Reïhan, du ziehst mit dem Herrn! Er ist fortan dein Herr! Möge es dir wohl gehen!“

Das Kind schlich gesenkten Hauptes an seinem Onkel vorbei und folgte mir ans Land. Dort übergab ich es dem Diener, der mich begleitet hatte, und den ich gleichzeitig beauftragte, mit dem Kleinen in den Bazar zu gehen und ihm dort zu kaufen, was er an Kleidungsstücken benötigen würde, um mich später nach Bagdad zu begleiten. — Darauf setzte ich meinen unterbrochenen Spaziergang allein fort.

Der Tag war schön und warm, und ich blieb länger im Freien, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Als ich in meine Wohnung trat, sah ich Osman, den ich hauptsächlich wegen seiner großen Gutmütigkeit lieb gewonnen hatte, neben Reïhan stehend, freundlich und aufmunternd auf diesen einsprechen. Aber das Kind, beide Hände vor dem Gesicht, schien nichts zu hören, nichts hören zu wollen, weinte bitterlich und wiederholte nur immer unter heftigem Schluchzen, daß es „nach Hause“ gehen wollte.

Ich versuchte nun meinerseits, das Kind zu beruhigen, aber meine Bemühungen hatten nicht mehr Erfolg, als die Osmans. „Nach Hause,“ schluchzte Reïhan, „nach Hause,“ — und das war alles, was ich aus ihm heraus bekommen konnte.

Ich wurde etwas unwillig: nicht, daß ich dem Knaben

zürnte, sondern weil es mich jammerte, ihn in sein Elend zurückgehen zu lassen. Aber er wollte nicht bei mir bleiben. Was sollte ich mit ihm anfangen?

Ich beauftragte Osman, ihn zu seinem Onkel zurückzu bringen und diesem zu sagen, ich hoffte, er werde wenigstens einen Teil des Geldes, das ich ihm gegeben hatte, dem Kinde, dem er es verdankte, zu gute kommen lassen. Aber ich machte mir klar, daß meine Ermahnungen wahrscheinlich auf taube Ohren fallen würden, und mißmutig setzte ich mich zu Tische.

Nach einer Stunde etwa kam Osman, den Kleinen an der Hand führend, zurück. Der Onkel sei nicht mehr aufzufinden, berichtete er mir. Die anderen Schiffer hätten ihm erzählt, er sei, gleich nachdem wir gegangen, stromabwärts davongefahren. — Wohin? das hatte niemand sagen können.

Reïhan, der nicht mehr weinte und aufmerksam zugehört hatte, während Osman sprach, trat jetzt schüchtern auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „Ich werde nicht mehr weinen. Behalte mich bei dir.“

Und damit war unser Bündnis geschlossen.

Zwei Tage später schiffte ich mich mit Reïhan und meiner Dienerschaft an Bord eines englischen Dampfers ein, der uns in sechs Tagen nach Bagdad brachte. Dort übergab ich das Kind einer weiblichen Dienerin Tusa, von der ich schon in einer früheren Erzählung als von einer guten und zuverlässigen Person gesprochen habe. Sie nahm sich auch des Kleinen liebevoll an, und in wenigen Tagen hatte ich die Freude, ihn fröhlich mit den anderen Kindern des Hauses spielen und laufen zu sehen.

Mir näherte er sich stets ehrerbietig und zutraulich zugleich, denn er verstand, daß ich ihm wohlgethan hatte, und er fühlte, daß ich ihm wohlwollte und zeigte mir seine Dankbarkeit durch kindliche Zuneigung, die auf mein Herz, das noch unter dem Schmerze eines großen Verlustes litt, wie heilkräftige Medizin wirkte. Reïhan wurde mir in kurzer Zeit lieb und wert, so daß ich ihn wie einen Sohn behandelte.

Da sich mein Aufenthalt in Bagdad verlängerte, und ich die Zeit meiner Abreise nicht bestimmen konnte — denn das Fieber, das ich mir in Basra geholt hatte, wollte mich nicht verlassen — so schickte ich Reïhan in eine Schule. Er kam traurig, mit verweinten Augen, daraus zurück. Seine Mitschüler, Araber und Türken, hatten ihn als einen „Schwarzen" verhöhnt, und er fühlte sich unglücklich in ihrer Gesellschaft. Ich tröstete ihn. Er solle nur Geduld haben: das werde sich in einiger Zeit ändern. Aber da das Kind täglich trauriger wurde, so entschloß ich mich nach einigen Wochen, es wieder aus der Schule zu nehmen. Ich zögerte um so weniger, dies zu thun, als es in meiner Absicht lag, nach Konstantinopel zurückzukehren. Ich hatte dorthin über meinen Gesundheitszustand berichtet und gleichzeitig gebeten, meiner Mission in Indien entbunden zu werden. Einige Wochen später traf die Genehmigung meines Gesuchs in Bagdad ein, und bald darauf verabschiedete ich mich vom Pascha und trat, nach zweijähriger Abwesenheit von Stambul, die Rückreise dorthin an.

Die Araber sind geborene Reiter. Nach einigen Tagen saß mein kleiner Reïhan zu Pferde, als hätte er sein

junges Leben lang nichts anderes gethan, und hübsch sah er dabei aus in seinem blauen Anzuge und der roten Kappe, unter der sein dunkles Gesicht mit den großen Augen und den blitzenden Zähnen kindlich froh hervorleuchtete. Meine sämtlichen Diener, Osman an der Spitze, hatten ihn in ihre Herzen geschlossen, und es gelang seiner Liebenswürdigkeit sogar, sich später mit dem mürrischen Stallknecht Manßur zu befreunden, der mit keinem der Diener sprach, aber Reïhan sein Wohlwollen dadurch zu erkennen gab, daß er ihn von Zeit zu Zeit auf sein Lieblingspferd, den stolz dahinschreitenden Djinn, setzte.

In Konstantinopel war es meine erste Sorge, nachdem ich meine amtlichen Obliegenheiten erfüllt hatte, Reïhans Erziehung ernstlich ins Auge zu fassen. Ich brachte ihn zunächst in der Elementarschule, der Ruschdïe unter; aber es erging ihm dort ähnlich wie in Bagdad. Seine dunkle Farbe machte ihn zum Gegenstand des Spottes der weißen türkischen Kinder, und die Lehrer, obgleich er ihnen von mir warm empfohlen worden war, und sie ihn als einen ihrer besten Schüler bezeichneten und lieb gewannen, waren nicht im stande, ihn gegen die Angriffe zu schützen, denen er seitens seiner Schulkameraden ausgesetzt war, sobald sie den Rücken gekehrt hatten.

Desto mehr Freude machte sich Reïhan außerhalb der Schule, wo man anfing, ihn als meinen Adoptivsohn zu bezeichnen. Mein Vater, meine Geschwister, meine sämtlichen Freunde gewannen den aufgeweckten, gutgearteten Knaben lieb, und als ich im Jahre 1872 mit einem Auftrage der Regierung nach Wien gesandt wurde, gestattete mein

Herr Vater bereitwilligst, daß der nun elfjährige Reïhan in sein Haus zöge.

Das wohlverdiente Ansehen, dessen sich mein verehrter Vater erfreute, übte nicht nur auf die Lehrer, sondern auch mit der Zeit auf Reïhans Schulkameraden einen dauernd günstigen Einfluß aus. Als ich nach achtzehn Monaten aus Österreich und Italien nach Konstantinopel zurückkehrte, fand ich Reïhan frisch und gesund wieder. Die innige Freude, die er zu erkennen gab, als wir uns wiedersahen, hatte für mich etwas ungemein Wohlthuendes.

In einem vertraulichen Gespräch, das ich bald darauf mit meinem Adoptivsohn hatte, bat er mich inständigst, seine Erziehung zu einer vollständigen zu machen, ihn von der Ruschdïe fortzunehmen und ihm in dem großen Gymnasium von Pera, im Galata-Seraï, Aufnahme zu verschaffen. Ich gab dazu gern meine Zustimmung. Darauf besuchte Reïhan jene Schule acht Jahre lang und verließ sie erst im Jahre 1881, nach glänzend bestandener Prüfung und mit dem Diplom eines Baccalaureus. Er sprach das reine Türkisch der guten Gesellschaft, war des Französischen vollkommen mächtig und besaß gründlich alle Kenntnisse, die von einem auf unserer besten Schule ausgebildeten Schüler erwartet werden können.

In der Zwischenzeit hatte ich mich verheiratet und war nach Kadikeu*) gezogen, aber Reïhan wohnte noch immer bei mir. Es galt nun, ihm eine Stellung zu

*) Kadikeu, eine Vorstadt von Konstantinopel, und diesem gegenüber am andern Ufer des Bosporus gelegen.

finden. Dies war nicht schwer bei seiner Tüchtigkeit, seiner Beliebtheit, seinem guten Rufe und dem Schutze, dessen er sich seitens einflußreicher Persönlichkeiten erfreute. Und so wurde Reïhan, wenige Monate nachdem er Galata-Seraï verlassen hatte, von einer großen türkischem Verwaltung auf einen verantwortlichen Posten nach Kartal entsandt.

* * *

Kartal, am Marmarameer gelegen, ist eine belebte Station der anatolischen Eisenbahn. In der Nähe des Bahnhofsgebäudes, auf einer kleinen Anhöhe, befindet sich eine Terrasse, die weite Aussicht auf die schöne Landschaft gewährt und von der aus man auch die in Kartal ankommenden und von dort abreisenden Fremden beobachten kann.

Unsere Frauen und Mädchen haben nicht so verschiedenartige Zerstreuugen wie die des Westens. Ihr Leben, das kein beklagenswertes ist, und das sie, auch wenn sie freie Wahl hätten, schwerlich mit der Unruhe, den Anstrengungen, der Aufregung eines abendländischen Frauenlebens vertauschen würden, fließt ruhig dahin — ohne verwirrende Freuden und ohne nagenden Schmerz. Nur wenige sehnen sich nach den gesellschaftlichen Genüssen der europäischen Frauen, die sie vom Hörensagen kennen; für die meisten haben diese Genüsse sogar etwas Beängstigendes. Sie befinden sich wohl im sicheren Harem, in Gesellschaft nächster Verwandter, lieber Freundinnen und einer treuen Dienerschaft. Langeweile ist ihnen ebenso fremd wie leidenschaftliche Aufregung. Die Zerstreuungen,

die sie suchen, sind einfach, natürlich, harmlos. Bei schönem Wetter lieben sie es, im Freien zu sein. Der blaue Himmel, die helle Sonne, das blitzende Meer, die grünen Hügel, die dunklen Cypressen erfreuen ihre Augen und Herzen.

Die Terrasse über dem Bahnhof in Kartal ist sehr beliebt als Versammlungsort türkischer Frauen. Stundenlang kann man sie dort in größeren Gruppen oder vereinzelt auf ihren Teppichen sitzen sehen. Sie bilden in ihren weißen, hellblauen, hellgrünen, lila und rosa Gewanden ein freundliches Bild in der freundlichen Landschaft — und sie blicken nach dem Meere, dem Himmel, den schnell dahinziehenden Wasservögeln, den ankommenden und abfahrenden Reisenden und nach den Vorübergehenden

Ich will keineswegs behaupten, daß in der Türkei ebenso viel „kokettirt" werde wie im Abendlande. Unsere Sitten und Gebräuche begünstigen diesen Zeitvertreib nicht, und unsere sittlichen Anschauungen — ich spreche von den besseren Klassen der Gesellschaft — sträuben sich dagegen. Aber ich möchte in dieser Beziehung einer Auffassung entgegentreten, die außerhalb der Türkei, in Europa, tief eingewurzelt, aber dennoch eine irrtümliche ist.

Man nimmt im Westen an, daß das, was man dort unter dem Worte „Liebe" versteht, bei uns nicht bekannt sei. Das ist falsch. Die türkische Liebe gleicht wohl nicht ganz der abendländischen, aber die beiden unterscheiden sich von einander nicht mehr und namentlich nicht wesentlicher, als zum Beispiel die englische Liebe von der französischen. Türkische und abendländische Liebe sind innigst verwandt.

Reïhan gehörte zu den jungen Männern von Kartal, die, so oft günstiges Wetter Mädchen und Frauen ins Freie lockte, auf der Terrasse spazieren gingen. Und nach wenigen Wochen hatte sich zwischen ihm und einem jungen Mädchen, das er dort regelmäßig antraf, ein geheimnisvolles Verhältnis gebildet. Sie hieß Nuriéh, war die Tochter eines Gutsbesitzers und erschien Reïhan über alle Beschreibung liebenswürdig und schön. Der Schleier, den sie trug, war so fein und durchsichtig, und er war so leicht und lose über das liebliche Gesichtchen gelegt, daß er weder die schönen Augen, noch den frischen Mund verdeckte, und wenn Nuriéh nur eine kleine Bewegung machte und den Kopf etwas in die Höhe hob, so wurde ein rundes, rosiges Kinn und der Ansatz eines schlanken, weißen Halses sichtbar. — Die Frauen und Mädchen, die auf dem Lande und in kleinen Städten wohnen, folgen nämlich nur nachlässig der häßlichen, byzantinischen Mode, sich streng zu verhüllen, der viele Frauen in Stambul gehorchen müssen.

Wie Reïhan und Nuriéh mit einander bekannt wurden, wie es ihnen gelang, sich gegenseitig ihre Liebe zu gestehen, ohne daß die aufmerksame Mutter, die Nuriéh stets begleitete, es bemerkte, das ist ihr Geheimnis geblieben. Aber die Liebenden stießen dabei sicherlich nicht auf allzu große Schwierigkeiten. Jeder junge Türke weiß Mittel und Wege zu finden, einem jungen Mädchen einen Brief zukommen zu lassen, und wenn diese seine Verbündete wird, so entspinnt sich leicht ein lebhafter Briefwechsel zwischen den beiden, den das Geheimnis, mit dem er umgeben bleiben muß, nur noch reizender macht.

Kartal ist eine Stunde Eisenbahn von Konstantinopel entfernt. Reïhan besuchte mich in regelmäßigen und nicht zu entfernten Zwischenräumen. Ich bemerkte nach einiger Zeit, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Seine gleichmäßige, frische Heiterkeit, an der ich früher meine Freude gehabt hatte, war verschwunden. Er war jetzt still, in sich gekehrt, träumerisch, und sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. — Ich erkannte bald, daß da ein Mädchen im Spiele sein müßte, und forderte Reïhan mit väterlicher Freundlichkeit auf, sich mir anzuvertrauen. Er that es. Stammelnd und verlegen gestand er mir seine Liebe für Nuriéh und flehte mich an, um ihre Hand für ihn anzuhalten.

„Du liebst das Mädchen?“ fragte ich ihn.

„So, daß ich nicht ohne sie leben möchte, und nicht ohne sie leben könnte.“

„Und Nuriéh?“

Er zögerte — dann sagte er: „Ich glaube, sie liebt mich.“

„Glauben! . . . Weißt du es?“

„Das will ich dir schreiben, sobald ich nach Kartal zurückgekehrt bin.“

Ich blickte ihn nachdenklich an. Sein Gesicht nahm plötzlich einen unbeschreiblich traurigen Ausdruck an.

„Ich weiß, was du denkst,“ brachte er leise hervor.

„Nun?“ fragte ich.

Er streckte mir mit schneller, leidenschaftlicher Bewegung seine Hände entgegen: „Sie sind von dunkler Farbe!“ rief er, in Thränen ausbrechend. „O, ich Unglücklicher! Ich Unglücklicher!“

Er hatte niemals die traurigen Erfahrungen vergessen, die er als Kind in Bagdad und in der Ruschdïeschule gemacht hatte. Sie hatten ihn, Fremden gegenüber, äußerst zurückhaltend gemacht. Auf zutrauliche Freundlichkeit antwortete er in herzgewinnender Weise. Die stummen Blicke eines Unbekannten aber erzeugten bei ihm sofort peinliche Verlegenheit. Meine Verwandten und Freunde wußten es und nahmen gerne jede Rücksicht auf seine bis zum Krankhaften gesteigerte Empfindlichkeit.

„Mein geliebter Sohn," sagte ich milde, „beruhige dich, du stehst in Gottes Hand und mußt dich in das Schicksal, das er für dich bestimmt hat, ergeben."

Er versuchte, sich zu ermannen, während ich ihm freundlich die dunklen Hände streichelte, und es gelang ihm.

„Ich will versuchen, mein Schicksal unter allen Umständen ruhig zu ertragen," sagte er; „aber ich bitte dich, versuche es, zum Guten zu wenden."

„Was ich für dein Glück thun kann, das thue ich gern, darauf kannst du dich verlassen."

Er küßte mir ehrerbietig und dankbar die Hand und entfernte sich.

Nach einigen Tagen bekam ich einen Brief von ihm aus Kartal. Er enthielt nur wenige Zeilen: „Ich wußte, als ich neulich mit dir sprach, daß Nuriéh mich liebte; aber ich wußte nicht, ob ich das Recht hatte, es dir zu sagen. Jetzt weiß ich es. Lies den einliegenden Brief und dann — ich bitte Dich darum — komme bald nach Kartal und hilf mir."

Der Brief, auf den Reïhan hinwies, war von seiner

Geliebten und machte einen günstigen Eindruck auf mich. Er lautete: „Ich habe gegenüber Deinem Vater und Wohlthäter, um dessen Schutz auch ich bitte, nichts zu verheimlichen. Du darfst ihm sagen, daß ich Dich liebe, so wie Du mich liebst."

Wenige Tage darauf reiste ich nach Kartal ab. Reïhan erwartete mich an der Bahn und erzählte mir in kurzen Worten, was ich wissen mußte, um mit Achmed Effendi, dem Vater Nuriéhs, sprechen zu können.

Ich begab mich zu diesem und stellte ihm, sobald wir uns begrüßt hatten, mein Anliegen vor. Ich sagte dabei, Reïhan sei zwar nicht mein leiblicher Sohn, aber ich liebte ihn wie einen solchen und würde ihn, dem entsprechend, bei seiner Verheiratung behandeln.

Achmed Effendi hörte mir aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich ausgesprochen hatte, sagte er: „Ich kenne Reïhan. Er erfreut sich eines guten Rufes."

„Darf ich dann hoffen, daß Sie ihm Ihre Tochter zur Frau geben werden?"

„Das kann ich nicht thun," antwortete er.

„Warum?"

Achmed Effendi strich sich nachdenklich den Bart. Dann sagte er, ohne mich anzublicken: „Ich möchte Sie nicht kränken. Sie lieben Reïhan wie einen Sohn. — Aber er ist nicht Ihr Sohn . . . Er ist nicht von Ihrem Blute . . . Er ist . . . ein Farbiger . . . Einem Schwarzen kann ich meine Tochter nicht geben. — Das ist unmöglich . . . Ja Herr, wie ich sagte: das ist unmöglich!"

Er sprach mit solcher Ruhe und Bestimmtheit, daß

ich sofort erkannte, meine Bemühungen, ihn zu einer andern Ansicht zu bekehren, würden erfolglos sein. Aber ich hatte Reïhan versprochen, mein Bestes für sein Glück zu versuchen — und das that ich. Meine Worte fielen auf taube Ohren. Ohne auf meine Reden einzugehen, beharrte Achmed Effendi dabei, es sei ihm unmöglich, seine Tochter einem farbigen Mann zu geben. Und mit diesem Bescheid mußte ich ihn schließlich verlassen.

Reïhan vernahm meinen traurigen Bericht, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte wohl nichts Besseres erwartet. Er dankte mir für meine Bemühungen und sagte ernst: „Mein Schicksal ist hart; ich werde versuchen, es zu tragen."

Bei dem nächsten Besuche, den er mir in Kadikeu machte, sprach er nicht von Nuriéh, dann teilte er mir schriftlich mit, deren Eltern hätten Kartal verlassen, und sie sei mit diesen nach Brussa gezogen.

Ich freute mich darüber, denn ich glaubte, er würde die abwesende Geliebte vergessen; aber darin hatte ich mich geirrt. Bald darauf überraschte mich Reïhan eines Tages durch einen Besuch, den er nicht vorher angekündigt hatte. Er erzählte mir, es sei in Mudania ein Beamter seiner Verwaltung gestorben, und er beschwor mich, meinen ganzen Einfluß einzusetzen, um ihm diesen Posten zu verschaffen.

„Du willst nach Mudania, um in die Nähe von Brussa zu kommen," sagte ich.

„Ja."

„Aber was willst du in Brussa? Achmed Effendi wird nie darein willigen, dir seine Tochter zu geben.

Du wirst dein Unglück, sie nicht zu besitzen, nur schärfer fühlen, wenn du sie siehst."

„Das Unglück ist noch das einzige Glück, das ich besitze. Ich bitte dich, so sehr ich kann, verhilf mir zu dem Posten in Mudania."

Ich konnte dem nicht widerstehen und verwandte mich für Reïhan in dem von ihm gewünschten Sinne. Meine Bemühungen hatten Erfolg. Reïhan wurde bald darauf nach Mudania versetzt.

Nun verkehrte ich längere Zeit nur schriftlich mit ihm. In einem seiner Briefe teilte er mir mit, Khiamil-Bey, den er auch schon in Kartal angetroffen habe, befinde sich in Brussa.

Dieser Mann war, so zu sagen, Reïhans böser Geist. Er war es gewesen, der in der Ruschdïe die Schüler gegen „den Schwarzen" aufgehetzt, ihm war es in erster Linie zuzuschreiben, daß Reïhan schon als Kind unter seiner dunklen Farbe zu leiden gehabt hatte. Auch in Galata-Seraï, wo die beiden wieder zusammen getroffen waren, hatte mein Sohn viel von Khiamil-Beys Feindschaft zu erdulden gehabt. Einmal war es sogar zu einem offenen Kampf zwischen ihnen gekommen, aus dem Reïhan mit zerschlagenem Kopfe halb tot nach Hause getragen worden war. Khiamil-Bey wurde deswegen von der Schule verwiesen, und ich lebte, bei seinem heimtückischen Charakter, lange in Furcht, daß er Reïhan durch gedungene Leute heimlich nachstellen und ihm schweres Leid zufügen würde.

Die Anwesenheit Khiamils in Brussa beunruhigte mich dermaßen, daß ich Reïhan schrieb, es sei mein

Wunsch, er möchte Mudania verlassen, um seinem Feinde aus dem Wege zu gehen. Ich machte mich anheischig, seine Versetzung auf einen Posten in einem anderen Teile des Reichs zu erwirken.

Die Antwort, die ich wenige Tage später auf diesen Brief erhielt, betrübte mich in tiefster Seele. Reïhan schrieb:

„Khiamil-Bey hat mir schon das Schlimmste angethan, was er mir zufügen konnte. Ich habe nichts mehr von ihm zu befürchten, denn er hat mich ganz unglücklich gemacht. Er heiratet Nuriéh. Nun wünsche ich mich fort von hier — rasch, bald! Ich nehme einen kurzen Urlaub, und werde in wenigen Tagen bei dir sein."

Ich erschrak, als ich Reïhan bald darauf wiedersah. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt, aber er erschien gänzlich gebrochen. Still und teilnahmlos, zum Jammer der Meinigen, die ihn zärtlich liebten, irrte er im Hause und Garten umher.

Ich hatte Kadikeu verlassen und lebte am unteren Bosporus in dem freundlichen Dorfe Arnaüt-Keu. Es war im Frühling. Alles in der Natur erwachte zu neuem Leben; — aber Reïhan, mein armer, geliebter Sohn ging mit schnellen Schritten dem Tode entgegen. Er klagte nie, aber er versuchte auch nicht, gegen den verheerenden Schmerz, der an ihm zehrte, anzukämpfen: er ließ sich sterben, eines Lebens müde, aus dem ihm das Liebste genommen war. Und eines Tages legte er sich gänzlich ermattet nieder, um sich nicht wieder zu erheben. Die Ärzte, die ihn behandelten, nannten seine Krankheit ein Nervenfieber. Er starb an gebrochenem

Herzen, sechs Monate nach Khiamil-Beys Verheiratung mit Nuriéh.

Wir begruben ihn auf der Spitze des hohen Hügels hinter meinem Yali, unter dunklen Cypressen und frischen, blühenden Blumen. Mein ganzes Haus trauerte um ihn, und ich beweine ihn noch heute.

Sommer und Herbst gingen dahin. Eines Tages erfuhr ich, Nuriéh sei von Khiamil-Bey geschieden, der sie schlecht behandelt habe, und wohne jetzt wieder bei ihren Eltern. Da mußte ich lebhaft an meinen armen Reïhan denken, dessen höchstes Glück es gewesen wäre, Nuriéh glücklich zu machen. Aber ich vergaß ihn auch sonst nicht. Oftmals bestieg ich den Hügel von Arnaüt-Keu und setzte mich an seinem Grabe nieder, um seiner an dem Orte, wo wir ihn begraben hatten, ungestört gedenken zu können. Um mich her blühten die Rosen, und in den Bäumen sangen und zwitscherten die Vögel. Unbeschreiblich schön und friedlich ist die Stätte, wo Reïhan ruht.

In einer Herbstnacht entlud sich ein heftiges Gewitter über den Bosporus, von dem auch Arnaüt-Keu heimgesucht wurde. In meinem Garten richtete es große Verwüstungen an. — Als ich einige Tage später den Gärtner dort beschäftigt fand, sagte ich ihm, er müsse in der ersten freien Stunde auf den Hügel gehen, um nach Reïhans Grab zu sehen.

Am Morgen darauf meldete mir der Mann, er habe meinen Befehl ausgeführt, aber am Grabe nichts zu thun gefunden. Jemand müsse vor ihm hinauf gegangen sein: frische Blumen seien gepflanzt, niedergewehte Sträucher

wieder aufgerichtet, gebrochenes Geäst sorgfältig beseitigt — alles sei in Ordnung und in gutem Zustande.

Ich erkundigte mich im Hause, wer Reïhans Grab gepflegt hätte. Keiner von den Meinen war seit dem Gewitter auf dem Hügel gewesen.

Wenige Tage später wollte ich selbst wieder einmal nach dem Grabe sehen.

Es war ein feierlich stiller Herbstabend. Die Vögel des Waldes hatten sich schon zur Ruhe begeben, dicht über den Spiegel des Bosporus zogen lange Reihen unruhig flatternder Wasservögel ihren Niststätten am schwarzen Meere zu, die untergehende Sonne machte das Meer erglühen und spiegelte sich blendend rot in den Fenstern der Häuser von Skutari, so daß es schien, als loderte dahinter helles Feuer.

Bei einer Wendung des Pfades, den ich langsam emporstieg, erblickte ich Reïhans Grab. — Ich blieb stehen. — Am Fuße des Steins, der sich darüber erhebt, kauerte eine weibliche Gestalt. Die Hände in den Schoß zusammengelegt, das Haupt gesenkt, glich sie in ihrem weiten, hellen Gewande einem Marmorbilde, so unbeweglich saß sie da. Die Jaschmak verhüllte nur unvollkommen ihr weißes, stilles Antlitz. Einige Schritte davon, auf einer niedrigen Bank am Wege, saß eine ältere Frau und schaute, ebenso stumm und unbeweglich wie die jüngere, nach Asien hinüber.

Ich schlich geräuschlos davon und machte erst auf der Mitte des Abstiegs wieder Halt Dort ließ ich mich nieder. In Reïhans Leben gab es nur eine, mir unbekannte Frau, die um ihn trauern konnte: Nuriéh! Ich

wollte sie sehen. Ich wartete lange. Dämmerung und Nacht kämpften schon mit einander, als ich über mir leichte Schritte hörte, und bald darauf erschien Nuriéh, von der älteren Frau gefolgt. Die Augen zu Boden geschlagen, lautlos, zog sie, einer Geistererscheinung gleich, vor mir vorüber.

Ich weiß, daß sie das Grab noch lange Jahre besucht und gepflegt hat. — Später ist sie dann verschwunden. Ich bin ihr nie wieder in den Weg getreten und kann nicht sagen, was aus ihr geworden ist. — Ich denke mir, sie wird Reïhan ins Grab gefolgt sein.

V

Hattidja, die Ruferin zum Streit.*)

*) Die Sitte einiger arabischer Stämme, die Männer vor einer Schlacht durch Redner oder, noch gewöhnlicher, durch Rednerinnen, zum Kampfe aufzureizen, ist uralt und bestand lange Zeit vor Einführung der mohammedanischen Religion in Arabien. Sie hat sich auch seitdem ungeschwächt aufrecht erhalten, da sie mit verschiedenen Stellen des Koran in Einklang zu bringen ist (Kap. IV. V. 86, Kap. VIII. V. 66). Die Feierlichkeit des Rufens zum Streit und was damit zusammenhängt, wird mit dem Worte „Ummariéh" bezeichnet.

Im südlichsten Teile Mesopotamiens stehen seit Jahrhunderten die Zelte des mächtigen Stammes der Muntevfik; soweit die Überlieferung zurückgeht, gehorchen seine Mitglieder den Söhnen derselben Häuptlings- (Hamuley) Familie, die ihren Stammbaum in gerader Linie auf den Propheten zurückführt. — Die Muntevfik sind noch heute so strenggläubige Sunniten wie ihre Vorfahren, die vor einem Jahrtausend, und darüber hinaus, unter den ersten Kalifen fochten und starben.

Den Mittelpunkt des über eine weite Öde verbreiteten Volkes bildet der Ort Sukkeschiuch im Bezirk von Schatra gelegen, oberhalb des Zusammenflusses des Euphrat und des Tigris.

Die einzelnen Lager der Muntevfik stehen weit von einander entfernt, denn das Land, das sie bewohnen, ist unfruchtbar, und bei naher Nachbarschaft würden ihre Herden aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen.

Gegen Ende der Sechziger-Jahre teilten sich drei starke Scheich in die Herrschaft über die Muntevfik. Es waren die beiden Brüder Manßur und Nasir und deren Neffe Fehid, die freundschaftlich neben einander lebten, und deren Stärke, wenn sie sich in gemeinsamer Gefahr

vereinigten, groß genug war, um die feindlichen Absichten benachbarter Stämme in Schach zu halten. — Einige raublustige Horden, die vor etwa zwanzig Jahren, als Manßur nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gelangt war, im Vertrauen auf die Unerfahrenheit des jugendlichen Häuptlings, einen Einfall in das Land gewagt hatten, waren dafür grausam gezüchtigt worden. Man erzählte sich noch immer in den Zelten von dem furchtbaren Gemetzel, das der todesmutige junge Führer unter seinen Feinden angerichtet, und wie er alles, was sie an Herden und sonstigen Schätzen besessen, als Siegesbeute von seinem ersten Kriegszuge heimgeführt hatte. Seitdem war sein Ruf als Krieger auf der Höhe geblieben, die er zu Beginn seiner Regierung erklommen hatte, gleichzeitig pries man ihn als weisen Richter und eifersüchtigen Hüter der Vorrechte seiner Familie und seines Volkes.

Nasir, der jüngere Bruder Manßurs glich diesem und war, wie alle Mitglieder seiner Familie, von gebieterischem Aussehen und großer Körperkraft: ein gewandter Reiter und Jäger, ein kühner Soldat, ein frommer Moslem. — Fehid endlich, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, war in der Verehrung Manßurs und Nasirs aufgewachsen und bemühte sich, in die Fußstapfen seiner Onkel zu treten. Die drei zusammen leiteten die öffentliche Stimmung in Süd-Mesopotamien.

Als im Jahre 1869 der Gouverneur von Bagdad ein neues Militärgesetz zur Ausführung bringen wollte, da brach, wie ich schon an anderer Stelle erzählt habe, ein weit verbreiteter Aufstand im Wilajet aus. — Des Pascha

erste Sorge mußte sein, sich der Muntevfik zu versichern, und mir ward der ehrenvolle Auftrag, dies ins Werk zu setzen. — Ich begab mich deshalb sogleich und in thunlichster Eile nach Sukkeschiuch; aber so sehr ich auch die Reise beschleunigte, so war doch die Nachricht von den beabsichtigten Aushebungen und dem Widerstand, der dieser Maßregel von einem Teil der Bevölkerung entgegengesetzt wurde, geraume Zeit vor mir in das Hauptquartier der Muntevfik gelangt.

Wichtige Nachrichten reisen schnell in Mesopotamien, auch da, wo es weder Posten noch Telegraphen giebt. Reitende Boten auf schnellfüßigen Rossen bringen sie von einem Lager zum andern, und in kürzerer Zeit, als man es für möglich halten sollte, weiß das ganze Land, was in Bagdad geplant wird, und welche Haltung die Bevölkerung dem gegenüber einnimmt.

Ich fand den Scheich Nasir, den ersten, mit dem ich in Sukkeschiuch zusammentraf, so gut unterrichtet, als wäre er von einem Gesandten in Bagdad von allen Vorgängen in der Hauptstadt des Wilajet verständigt worden, und er konnte mir sogar lächelnd sagen, er habe vor drei Tagen erfahren, daß ich ihm die Ehre erweisen würde, ihn im Auftrage des Pascha aufzusuchen.

Die Auseinandersetzungen, auf die ich mich auf der Reise von Bagdad nach Sukkeschiuch sorgfältig vorbereitet hatte, wurden dadurch teilweise überflüssig. Ich mußte mir nun sagen, daß Nasir, in Übereinstimmung mit Manßur und Fehid, bereits zu festen Entschließungen gekommen sein würde, und ich durfte mich nicht der Hoffnung hingeben, darin durch Überredungskunst eine

Änderung herbeiführen zu können. Zu meiner Beruhigung erfuhr ich bald darauf, daß das auch nicht nötig sei. Sogleich, nachdem ich dem Scheich die Grüße des Pascha überbracht und ihm als Zeichen der freundlichen Gesinnungen, die dieser für ihn hegte, einen Koran und ein Festgewand, den „Hilard", überreicht hatte, erklärte mir Nasir, er beuge sich, wie es dem Moslem ziemt, dem Willen des Kalifen sowie dem seines Vertreters, des Pascha; Manßur und Fehid dächten wie er, und der Wali könnte mit Sicherheit auf die treue Unterstützung des ganzen Stammes der Muntevfik rechnen. Nasir selbst würde sofort seine Reiter zusammenberufen und sodann mit denen seines Bruders und seines Neffen vereint, gegen die Aufständischen vorgehen. Sollte in Bagdad ein gemeinschaftlicher Kriegsplan entworfen sein, so würde der Pascha die drei Scheich seinen Befehlen gehorsam finden.

Das war sehr erfreulich, und ich zweifelte auch nicht an Nasirs Aufrichtigkeit, doch glaubte ich nicht, meine Mission schon als beendet betrachten zu dürfen: ich wollte von Manßur und Fehid die Bestätigung der Worte Nasirs hören. Dieser billigte meine Absicht, seinen Bruder und seinen Neffen aufzusuchen, um, wie ich vorgab, auch diesen die Grüße und Geschenke des Pascha zu überbringen, und, da meine Pferde von langem und schwerem Ritt abgetrieben waren, so stellte er seine eigenen Tiere zur Verfügung für mich und meine Begleitung. — Er hatte mir wohl das beste ausgesucht, was er in seinem berühmten Stall finden konnte, so daß ich die nicht unbedeutende Entfernung zwischen seinem Lager und dem Manßurs in acht Stunden, wie im Fluge, zurücklegte.

Auch dort fand ich gastfreundliche Aufnahme. Schon am nächsten Morgen konnte ich weiterreiten, um mich zu dem dritten Scheich der Muntevfik, zu Fehid, zu begeben. Bei diesem blieb ich mehrere Tage, nicht etwa, daß er mir größere Schwierigkeiten gemacht hätte als sein Onkel, sondern nur, weil ich in ihm einen so liebenswürdigen Wirt fand, daß ich seiner Einladung, längere Zeit bei ihm zu weilen, bereitwillig nachgab.

„Sie dürfen uns nicht verlassen," sagte Fehid, „ohne dem Aufbruch gegen den gemeinsamen Feind beigewohnt zu haben. Wohl scheint alles in Ordnung, und das Wort Manßurs und Nasirs ist wie ein Fels; aber für den Sterblichen ist die nächste Stunde unsicher. — Wer weiß, was in wenigen Tagen nicht alles vorfallen kann! Das beste wäre, Sie statteten dem Pascha schriftlichen Bericht ab und ritten mit uns bis in die Nähe von Bagdad. Sie können im Lager der guten Sache vielleicht besser nützen als in der Hauptstadt."

Diese Worte machten mich etwas besorgt; aber auf meinen fragenden Blick antwortete Fehid lächelnd: „Fürchten Sie keinen Verrat! Die Muntevfik sind treu. Und wollten sie Verrat üben, würde ich, ihr Scheich, Sie warnen? — Meine Worte entspringen dem Wunsche, Sie in meiner Nähe zu behalten."

Das beruhigte mich. Ich folgte seinem Rat und blieb bei ihm, mich ganz seiner Gesellschaft widmend, nachdem ich einen ausführlichen Bericht an den Pascha aufgesetzt und durch einen sichern Boten abgesandt hatte.

Man lebt bei einem Scheich natürlich wie bei einem

Nomaden, im Zelte; aber man darf sich die Wohnung eines arabischen Häuptlings nicht etwa so denken, wie die Zelte, in denen hohe Offiziere europäischer Armeen während eines Feldzuges kampiren. Das Zelt eines reichen Scheich ist ein förmliches Gebäude, das, auf zahlreichen Säulen getragen, verschiedene große und kleine Gemächer enthält, worin für den, der nicht durch bequeme Lehnstühle verwöhnt ist, und der von Jugend auf gelernt hat, auf dem Boden zu sitzen, sogar ein gewisser Komfort herrscht. Nur sind die Wände aus starken Geweben aus Kamel- oder Ziegenhaaren, von denen das eine oder das andere Stück, je nach der Richtung des Windes, in die Höhe gehoben oder beiseite geschoben wird, um Thüren und Fenster zu ersetzen und Licht und Luft in die Gemächer dringen zu lassen; auch sind die „Säulen" nichts weiter als mehr oder weniger lange und starke Stangen, auf denen sich das leichte Dach stützt und die, wenn das Lager aufgebrochen wird, auf dem Rücken eines geduldigen Kamels nach einem andern Lagerplatz geschafft werden können.

Ich hatte bei Fehid mein eigenes Schlafgemach, dessen Boden mit weichen, dicken Teppichen und zahlreichen großen und kleinen Kissen bedeckt war, und in dem ich ebenso gut geruht haben würde, wie in meinem eigenen Zimmer in Bagdad und Stambul, wenn ich nicht durch die Hitze, die sich verbreitete, sobald die Sonne über dem Horizont erschienen war, immer schon bald nach Tagesanbruch von meinem Lager verscheucht und in das kühlere Hauptgemach des Zeltes getrieben worden wäre. — Dort traf ich gewöhnlich mit Fehid zusammen, in

dem ich einen aufmerksamen Zuhörer fand, wenn ich ihm die Wunder des Abendlandes beschrieb. Aber er sehnte sich nicht darnach. — Was konnten die schönsten Städte des Westens dem Enkel Mohammeds bieten, was ihm die Freiheit der Wüste, die weiten Horizonte seiner Heimat ersetzen? — Er pries mir das Leben, das er führte: die Kriegszüge, die Jagden, die Festspiele zu Pferde, die Versammlungen ernster Männer, die berauschenden Freuden, die Allah dem Gläubigen schon auf Erden gestattet, und die erhebenden Hoffnungen des Moslem, die das Leben verschönern, und von denen die beklagenswerten Bewohner der großen Städte kaum eine dunkle Ahnung zu haben schienen.

Es wäre nicht meine Absicht, den Seelenfrieden des überzeugten Mannes zu stören, und ich schwieg zu seiner Rede, wenn ich nicht meine Zustimmung dazu aussprach. Das gefiel ihm, und er neigte sich mir mit großer Freundlichkeit zu und zeigte sich froh, wenn er mir eine Gefälligkeit erweisen konnte.

Eines Morgens wurde ich noch vor Sonnenaufgang durch Lärmen und Rufen geweckt, und als ich mich darauf von meinem Lager erhob und Fehid aufsuchte, teilte mir dieser mit, es seien soeben Boten von Manßur und Nasir eingetroffen, um ihn einzuladen, an einer Zusammenkunft der Scheich teilzunehmen, die bei Manßur stattfinden und in der über den nahe bevorstehenden Aufbruch der Reiter beraten werden sollte.

Meine Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen, die Pferde wurden vorgeführt, und gerade als die Sonne über dem Rand der Wüste sichtbar wurde, ritt ich mit Fehid, an der Spitze einer Truppe von etwa hundert

Beduinen, davon. Der Tag drohte heiß zu werden, und wir jagten wie der Sturm dahin, um möglichst viel Weg zurückzulegen, bevor sich die Sonne hoch erhoben hatte. — Fehid wandte sich von Zeit zu Zeit und blickte nach seinen Leuten, die uns, trotz des schnellen Laufs, in einem dichten Haufen folgten. Es war ein schöner Anblick: die langen, hagern Männer mit den gebräunten, strengen, ruhigen Gesichtern, dem Abba, dem Mantel der mesopotamischen Araber, auf den Schultern, den bequemen, festen Kefiéh auf dem Haupte, und die mächtige Lanze in der Faust. — Und wie ihre edlen Rosse, ohne getrieben zu werden, dahinflogen! — Ein Lächeln des Stolzes und der Befriedigung lag auf dem Antlitz des jungen Häuptlings an meiner Seite. — Er beobachtete mich einen Augenblick; dann sagte er:

„Sie werden nicht zurückbleiben, wenn Sie es nicht wollen; Sie könnten uns alle überholen, wenn das Ihre Absicht wäre. Sie reiten das schnellste Pferd in der Wüste."

Ich freute mich, dies zu hören, aber ich hütete mich wohl, den Versuch zu machen, meine Überlegenheit zu zeigen. — Wir ritten übrigens nach meinem Geschmack schnell genug.

Dreimal während des Rittes wurden die Pferde auf Fehids Befehl, jedesmal etwa eine Viertelstunde lang, in Schritt gesetzt; während der übrigen Zeit ging es ununterbrochen im „Ilgar" vorwärts, dem Galopp, der den arabischen Pferden die bequemste Gangart zu sein scheint, und den sie stundenlang ohne bemerkbare Ermüdung aushalten. Kurz vor Mittag langten wir in Sukkeschiuch an, wo wir vor Nasirs Zelt abstiegen.

Ich wurde dort mit dem feierlichen Ernste begrüßt, der den gesellschaftlichen Verkehr der Araber unter einander und mit Fremden kennzeichnet, und eingeladen, an den Unterhandlungen teilzunehmen, falls dies mein Wille sei. Ich zog mich auf kurze Zeit zurück, um mich zu erfrischen, denn der schnelle Ritt bei stechender Sonne hatte mich etwas ermüdet, und dann gesellte ich mich wieder zu meinen Wirten.

In dem Zelte waren außer den drei großen Scheich, Manßur, Nasir und Fehid, noch etwa dreißig kleinere Häuptlinge versammelt, alle hagere, sehnige, kriegstüchtige Männer, mit scharfgezeichneten Zügen, auf denen großer, fast finsterer Ernst lagerte. Aus Nasirs Reden entnahm ich, daß sämtliche Häuptlinge ihre Zustimmung zu dem Aufruf der drei großen Scheich gegeben hatten, so daß diese mir versprechen konnten, viertausend Reiter zur Unterdrückung des Aufstandes ins Feld zu führen. Etwa tausend der Muntevfik, sagte mir Manßur, befänden sich bereits auf dem Vormarsch, die anderen machten sich bereit zu folgen, in vier Tagen sollte das ganze Heer, mit allem, was an Lasttieren dazu gehörte, zwei Tagereisen nördlich von Sukkeschiuch versammelt sein.

Nachdem das Übereinkommen, dem tagelange Unterhandlungen vorangegangen waren, zu stande gekommen war, erschienen zwei neue Gestalten in unserm Kreis: ein stattlicher Mann von vielleicht fünfzig Jahren, der sich nach kurzem Gruß zwischen den Häuptlingen niederkauerte und ein auffallend großes, schönes Mädchen von etwa achtzehn Jahren.

Fehid, neben dem ich saß, beugte sich zu mir und

flüsterte mir zu: „Geben Sie acht! Das ist Hattidja Binti Ibrahim, die Ruferin zum Streit. Auch ich sehe sie heute zum erstenmal. Man sagt, niemand könne ihrer Beredsamkeit widerstehen. Der Mann, der sie begleitet, ist Ibrahim, ihr Vater!"

Hattidja trat jetzt in die Mitte des Kreises und blieb vor den drei Scheich stehen. Sie überragte die sitzenden Männer um die Hälfte ihres schlanken Leibes, und sie hatte die großen, dunklen Augen geradeaus gerichtet, so daß sie niemand anblickte. Ihre schmalen, hohen Füße standen gerade neben einander, die Arme und die ausgespreizten langen, hageren Finger hielt sie fest an den Körper gepreßt, die Schultern hatte sie in die Höhe gezogen. Nichts bewegte sich an ihr. Gesichtszüge und Gestalt waren starr wie von Stein, auch der Ausdruck des elfenbeinfarbenen Antlitzes war von toter Ruhe.

Ihre Tracht war die gewöhnliche der arabischen Mädchen: ein dunkelblaues, leinenes Gewand, mit weiten Ärmeln, das auf die Füße hinabfiel, und ein viereckiges, schwarzes Tuch, das, Stirn und Haar bedeckend, bis auf die Schultern reichte. In den kleinen Ohren und um die feinen Knöchel und Handgelenke trug sie schwere metallene Ringe. Sie war die auffallendste weibliche Erscheinung, die ich gesehen habe: nicht so vollendet schön wie Salihah, aber von fast beängstigender Größe und Majestät.

„Hattidja, Tochter Ibrahims," sagte Manßur; „großer Ehre sollst du teilhaftig werden!"

Sie rührte sich nicht, und ihr starrer Blick blieb unverwandt, hoch über Manßurs Kopf weg, nach dem Ende des Zeltes gerichtet.

„Du bist auserkoren, unsere Männer zum Streit zu rufen, wie alter Brauch es erheischt und wie der Prophet es befohlen hat. Wirst du dieser Aufgabe gewachsen sein?"

„Mit Allahs Hilfe!"

Sie sprach laut und klar, aber ihre Stimme war befremdlich eintönig, ohne irgend welches Heben oder Fallen des Tones. Mich überlief es dabei kalt, als hätte ein höheres Wesen gesprochen.

„So sei in drei Tagen an der Stelle, wo die Männer von Muntevfik sich versammeln werden und sprich zu ihnen!"

„Ich werde dort sein."

Sie wartete einige Sekunden unbeweglich, dann, als sie annehmen durfte, alles vernommen zu haben, was der Scheich ihr zu sagen hatte, wandte sie sich ab, steif und starr, wie aus einem Stück und schritt unhörbar dem Ausgang des Zeltes zu. Als sie gegangen war, mußte ich unwillkürlich aufatmen, als sei ich von einem Druck befreit.

„Nun?" fragte mich Fehid, „was sagen Sie zu Hattidja?"

„Sie ist ein außergewöhnliches Wesen. Sie erscheint mir wie ein übernatürliches Wesen."

„Sie werden sie hören!"

Zwei Tage später befand ich mich mit Fehid auf dem Sammelplatz der Muntevfik. — Manßur und Nasir hatten noch in Sukkeschiuch bleiben wollen, um den Abmarsch der Truppen bis zum letzten Augenblick zu überwachen.

Am Morgen des dritten Tages holte mich Fehid ab. „Hattidja wird jetzt reden,“ sagte er; „kommen Sie!“ und er führte mich nach einem großen, freien Platz in der Mitte des Lagers.

Dort fand ich etwa dreitausend Mann versammelt, einige zu Pferd, die meisten, wie Fehid und ich, zu Fuß, und in der Mitte der Menge, auf einem riesigen, mit prächtigen Decken behangenen Kamel stand Hattidja. Sie war nun in kostbare Gewänder gehüllt, Geschenke der Frauen der Scheich, und sie trug schwere goldene Reifen an Armen und Füßen, und in den Ohren fein gearbeitete alte Ringe aus edlem Metall. Sie glich einer Königin!

Lange blieb sie unbeweglich stehen, den Blick in die Ferne gerichtet. Unter ihr vernahm man das dumpfe Summen der leisen Unterhaltung der Tausende von Versammelten. Plötzlich kam Leben in die starre Gestalt Hattidjas. Sie bewegte die Arme rhythmisch, wie beschwichtigend, von oben nach unten. Darauf wurde es in dem weiten Kreise ganz still. Da begann sie zu reden. Anfänglich in derselben eintönigen, geisterhaften Weise, in der sie vor den Scheich gesprochen hatte, später, menschlich werdend, mit immer steigender Leidenschaftlichkeit, bis sie, zum Schluß, Worte des Koran ausrufend, die dem, der für den heiligen Glauben stirbt, die höchsten Freuden des Paradieses versprechen, wie vom Geiste der Beredsamkeit besessen, wie die verkörperte Beredsamkeit vor uns stand.

Ihre Rede ist wenig ohne ihre Weise und ohne ihre Erscheinung. Sie sprach von den Pflichten des Moslem, sie pries todverachtende Tapferkeit, ohne die es keine Glaubenstreue giebt, als die schönste Tugend des Mannes,

für die Allah im Paradiese und schon auf der Erden den herrlichsten Lohn bestimmt habe. Sie warf den kleinen Kopf zurück und breitete die Arme weit im Kreuz aus:

„Hier stehe ich!“ rief sie, „Hattidja Binti Ibrahim, eure Ruferin zum Streit! Betrachtet mich, Männer von Muntevfik! Ich bin jung, ich bin stark, ich bin schön, ich bin reich! Weil ich als die begehrenswerteste Jungfrau des Stammes erscheine, deshalb haben mich die Scheich zum Ummariéh herberufen! . . . Hiermit weihe ich mich dem unter euch, den die Scheich mir nach dem Siege als den Tapfersten zuführen werden. Ihm will ich folgen, ihm ein treues Weib, eine gehorsame Magd sein! — Männer von Muntevfik, grabet in eure Herzen die Worte des Propheten: ‚Glaubt ihr, daß die, so einem Pilger Wasser bringen und in heiligen Moscheen beten, vor Gott angesehen sind, gleich denjenigen, die für den Namen Gottes ihr Blut vergießen? — Wer um Gottes willen seine Heimat verläßt, um für Gottes Glauben zu kämpfen, den wird der Herr vor allen glückselig machen. Er wird für alle Ewigkeit in Gärten wohnen, in denen Wasserbäche rauschen und wird für immer teilhaftig bleiben der Freuden des Paradieses. Wer aber seinen Lohn schon in diesem Leben haben will, der soll auch den erhalten! Kämpft für Gott! Tötet seine Feinde, wo ihr auf sie stoßet.‘ — Und nun zieht in die Schlacht, zum Siege, zum Lohn des Sieges in dieser und in jener Welt! Hattidja, die unter euch weilen, euch vor jedem Kampfe zum Streite rufen wird, wird ihre Augen und ihr Herz an eurem Mute laben!“

Langsam senkten sich die Arme und legten sich nach-

lässig an die Seite des schlanken jungfräulichen Leibes. Nach und nach schien der ganze Körper zu erstarren: die Füße, gerade neben einander gestellt, schlossen sich fest an einander an, die Arme waren wie an den Leib angegossen, die Finger spreizten sich langsam weit aus einander und blieben dann unbeweglich, die Schultern, der ganze Körper reckten sich in die Höhe, der Blick der weitgeöffneten, dem Osten zugewandten Augen wurde starr, und so, in derselben Haltung, in der sie vor den Scheich gestanden hatte, aber noch größer und schöner, einer wunderbaren, geheimnisvollen Bildsäule gleich, die sich dunkel und schwarz vom weißen, heißen Himmel abhob, verharrte sie, bis sich die Menge zu ihren Füßen langsam und stumm verlaufen hatte. Dann ließ sie sich wie tot von dem Kamel, das sich auf Befehl seines Führers niedergelegt hatte, zur Erde gleiten, wo sie von ihrem Vater empfangen wurde, der ihr einen dunklen Abba überwarf und sie in sein Zelt führte.

Drei Tage später befand ich mich in Gesellschaft des Scheich, an der Spitze von viertausend Beduinen auf dem Vormarsch. Wir ritten im Schritt schweigsam neben einander her. Ich war jung und suchte nach Zerstreuung. Fehid, der jüngste der drei Scheich, ein Mann in meinen Jahren, war bereit, mir dabei zu helfen. Gegen abend des ersten Tages schon schlug er mir vor, mich mit Hattidja bekannt zu machen. Ich nahm dies gern an.

„Wenn Sie sich dem Mädchen vertraulich nähern wollen," sagte er darauf, „so dürfen Sie nicht als Fremdling vor ihr erscheinen. Überhaupt werden Sie es bequemer finden, mit den Beduinen als Beduine zu reiten.

Machen Sie sich uns gleich, so lange wir Sie zu den Unsrigen zählen dürfen. Es ist noch ein weiter Weg bis Bagdad. Wenn Sie wollen, so werde ich Ihnen, sobald wir Halt gemacht haben, die nötigen Gewänder geben."

Am nächsten Morgen erschien ich in der Tracht, die alle anderen trugen, in deren Gesellschaft ich mich befand. Der lange Abba, der eng anschließende Kefiéh, die schwere Lanze gaben mir zwar während des ersten Tages viel zu schaffen; aber da wir im Schritt marschirten, so konnte ich meine Unbeholfenheit verbergen, und nach einiger Zeit hatte ich mich an die neue Tracht gewöhnt.

Manßur und Nasir begrüßten mich lächelnd, als ich mich ihnen zum erstenmal als Beduine näherte. Die anderen Araber schienen die Veränderung, die in meinem Äußern vorgegangen war, nicht zu bemerken. Ich ritt das beste und schönste Pferd der ganzen Truppe. Das flößte den Leuten wohl Achtung vor mir ein.

Als wir nach der Mittagsrast wieder aufgebrochen waren, führte mich Fehid zu Hattidja. Sie saß rittlings auf einem ruhig dahinschreitenden Pferde und hatte nichts mehr von der begeisterten Priesterin an sich, als die sie mir zuerst erschienen war. Jetzt war sie nur ein schönes arabisches Mädchen.

Fehid gab den Ton an, in dem sich unsere Unterhaltung entspann. Er sagte dem Mädchen, die Liebe um sie verzehre mich: ich erwachte mit dem Namen der Tochter Ibrahims auf den Lippen und schlief mit dem Seufzer „Hattidja" ein. Sie sollte mich hören und sie müsse mich erhören, wenn sie mich nicht grausam in den Tod aus Liebesgram treiben wollte.

Hattidja lächelte dazu und sagte, sich freundlich zu mir wendend: „Nun, so sprich! Ich werde dich hören; aber wenn du noch nicht vergessen hast, was ich vor vier Tagen gesagt habe, so wirst du wissen, daß ich dich nur erhören darf, wenn du mir nach der Schlacht von den Scheich als der Tapferste zugeführt wirst.“

Ich spreche arabisch; aber meine Aussprache ist nicht die der Muntevfik, und auch meine Sprechweise mußte wohl für das Mädchen, das noch niemals ihre Heimat, die Wüste, verlassen hatte, etwas Befremdliches haben. Sie lächelte zunächst, und bei einigen gewagten Wendungen der blumenreichen Rede, in der ich ihr, zum großen Ergötzen Fehids, meine Liebe gestand, begann sie laut zu lachen. Es verletzte meine Eitelkeit nicht, da ich selbst im Scherz sprach. Unsere Unterhaltung währte lange Zeit, und ehe ich mich von Hattidja entfernte, sagte ich, daß ich sie am nächsten Tage wieder aufsuchen würde, womit sie in freundlicher, herzgewinnender Weise ihr Einverständnis aussprach.

Seit dieser ersten Zusammenkunft verbrachte ich täglich mehrere Stunden an Hattidjas Seite, gewöhnlich in Fehids Gesellschaft, der an unserer Unterhaltung Gefallen zu finden schien, obgleich er selbst sich nur wenig daran beteiligte.

Eines Tages stieß ein Vierter zu uns, ein junger Beduine Namens Schenan, der Sohn eines kleinen Scheich der Hasaïll, die nördlich von dem Lande der Muntevfik wohnen, und deren Haltung gegenüber der Regierung von Bagdad in dem Augenblick noch eine zweideutige war. Schenan ritt ein schönes Pferd, und die Art,

wie sein Kefiéh auf dem Kopfe befestigt und der leichte helle Abba über seine Schultern geworfen war, zeigte mir, daß er eine bei den arabischen Kriegern ungewöhnliche Sorgfalt auf sein Äußeres legte. Als er mich sprechen hörte, wandte er sich schnell und augenscheinlich überrascht nach mir um, denn er hatte sogleich erkannt, daß ich ein Fremder sei, und als er vernahm, wie ich mit Hattidja scherzte, da verfinsterte sich seine Miene.

Fehid gab mir zu verstehen, daß Schenan sich wohl in das schöne Mädchen verliebt habe und in mir einen Nebenbuhler erblicken mochte. Aber das reizte mich nur, meinen Scherz noch weiter zu treiben.

„Es bleibt also bei unserer Abmachung,“ sagte ich zu Hattidja, als käme ich auf eine frühere Unterhaltung zurück, „daß, wenn die Scheich mich und einen andern als die Tapfersten der Truppe bezeichnen und es dir überlassen, welchen von uns beiden du folgen willst — du mich erwählst!“

„Es bleibt dabei,“ antwortete Hattidja, anscheinend ernsthaft.

Schenan musterte mich hochmütigen Blicks: „Du willst den Preis der Tapferkeit erringen?“ fragte er.

„Ich will es versuchen,“ antwortete ich.

„Ich zweifle nicht, daß du ein mutiger Krieger bist,“ fuhr Schenan fort; „aber wirst du mit unsern Waffen kämpfen können?“

Ich war mir bewußt, daß ich die lange, schwere Lanze nicht mit der Sicherheit des Beduinen trug, und ich verstand, daß Schenan darüber spotten wollte. „Ich werde

auch mit euren Waffen kämpfen," antwortete ich, „übrigens bleiben mir noch andere —" und ich deutete auf meinen Revolver.

Schenan wollte mich reizen, aber er bemühte sich, diese Absicht unter anscheinender Ruhe und unter Höflichkeit im Ton seiner Rede zu verbergen:

„Die Pferde der Wüste haben eigentümliche Gewohnheiten," sagte er. „Kennst du diese Gewohnheiten, wirst du auf einem unserer Pferde reiten können?"

„Das will ich dir zeigen, wenn du es wünschst," antwortete ich. „Ich bin bereit, mit dir um die Wette zu reiten, so weit du willst!"

Schenan blickte argwöhnisch nach meinem Pferde. Auch er ritt ein edles Tier, aber er konnte nicht verkennen, daß es dem meinen nicht gewachsen war. Doch durfte er meiner Forderung nicht auszuweichen versuchen; auch mochte er seiner großen Reitkunst vertrauen. Er blickte sich um, ein Ziel suchend.

„Du siehst jene Anhöhe," sagte er, auf einen Sandhügel deutend, der für einen Fußgänger wohl eine halbe Wegstunde von uns entfernt lag.

Ich nickte.

„Wir wollen jenen Hügel von links nach rechts umreiten, und wer darauf zuerst den Saum von Hattidjas Gewand ergreifen kann, der sei der Sieger. — Fehid, gieb du das Zeichen zum Abreiten."

Hattidja klatschte vergnügt in die kleinen Hände, und Fehid gab uns sofort das erbetene Zeichen.

Ich wollte mir zunächst Rechenschaft von der Schnelligkeit des Pferdes Schenans ablegen und bemühte mich

nicht, von Anfang an einen Vorsprung zu gewinnen; als wir aber etwa bis zur Mitte der Bahn zum Hügel gelangt waren, und ich deutlich erkennen konnte, daß Schenans Pferd bereits sein Äußerstes leistete, während mein edles Tier sich mühelos an seiner Seite hielt, da überkam mich die Lust, meinen Gegner für seinen Spott empfindlich zu züchtigen, und das stolze Roß mit den Schenkeln berührend, trieb ich es in ungestümem Lauf vorwärts. Schenan blieb weit hinter mir zurück. Ich ritt dicht vor dem Hügel, als ich schon auf dem Rückwege war, noch einmal an ihm vorbei; aber er hatte den Kopf abgewandt und wollte mich nicht sehen. Als ich nahe bei Hattidja angelangt war, hielt ich mein Pferd an und blickte mich um: Schenan hatte das Rennen längst aufgegeben und näherte sich im Ilgar-Galopp einem andern, entfernten Teile des Zuges.

Ich wußte, daß ich mir einen Todfeind gemacht hatte; aber das brauchte mich nicht zu beunruhigen, so lange ich der Gast des Scheich und damit Gast des ganzen Stammes der Muntevfik war.

Seit jenem Tage vermied es Schenan, mit mir bei Hattidja zusammenzutreffen; mehreremale jedoch sah ich ihn das Mädchen verlassen, wenn Fehid und ich sie aufsuchten. Ich ließ dies unbeachtet und fuhr fort, täglich eine Zeit lang neben ihr her zu reiten; aber der Streit mit Schenan hatte den harmlosen Charakter unseres Zusammenseins gestört. Hattidja schien nicht mehr geneigt, mit mir zu scherzen, und auch ich hörte bald auf, an dem alten Ton unserer Unterhaltungen Gefallen zu finden. Nach und nach vergrößerte Hattidja die Entfernung zwischen uns mehr und mehr, und ich mußte an eine Königin denken,

die nach erteilter Audienz einen Gesandten, mit dem sie freundlich gesprochen hat, plötzlich in Gnaden entläßt, nachdem sie seine Huldigungen als etwas Selbstverständliches entgegengenommen hat. Hattidja „entließ“ mich so zu sagen. Ob das auf Schenans Veranlassung geschah, weiß ich nicht; auch grübelte ich nicht weiter darüber nach. Das sonderbare Wesen, das ich im Zelte des Scheich und als Ruferin zum Streit kennen gelernt und das in dieser Eigenschaft einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, hatte trotzdem mein Herz nicht berührt. Ich war keineswegs in sie verliebt und ich konnte mich ohne Schmerz von ihr trennen. Doch besuchte ich sie noch regelmäßig während des Marsches, schon weil ich den Schein vermeiden wollte, als habe ich mich durch Schenan von meinem Platz in ihrer Gunst verdrängen lassen.

Und dann kam der Tag des Abschieds! Wir waren, am linken Ufer des Euphrat marschirend, auf einen Punkt gelangt, wo es aus strategischen Gründen zweckmäßig erschien, den Hauptteil unserer Armee zurückzulassen. Ich hatte beschlossen, von dort nach Bagdad zu gehen, um dem Pascha mündlichen Bericht abzustatten über meine Thätigkeit in Süd-Mesopotamien, sowie über die Stimmung daselbst und in den Landstrichen, durch die unser Zug gegangen war. Manßur hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, mich zu begleiten, und ich hatte ihn noch ermuntert, dies zu thun, weil ich mir von der Anwesenheit des mächtigen Scheich in Bagdad einen entmutigenden Eindruck auf die Aufständischen versprechen durfte.

Am Vorabend des zu unserer Abreise festgesetzten Tages begab ich mich wie gewöhnlich zu Hattidja. Ich

hatte mir nicht etwa vorgenommen, in dieser oder jener Weise von dem Mädchen Abschied zu nehmen, denn ich verließ sie leichten und freien Herzens, und es war unabsichtlich, daß ich wieder in den scherzenden Ton verfiel, den ich bei unserer ersten Zusammenkunft, auf Veranlassung Fehids, angeschlagen hatte. Ich sprach in übertriebener Weise von dem Schmerz, den ich empfände, mich aus ihrer Gegenwart entfernen zu müssen und flehte sie in der Sprache eines Verliebten an, mir bis zu unserm Wiederzusammentreffen ein liebendes Andenken zu bewahren.

Sie ließ mich sprechen, ohne mich mit einer Silbe zu unterbrechen und blickte starr und kalt, so, wie ich sie in Nasirs Zelt zum erstenmal gesehen hatte, vor sich hin. Ihr unfreundliches Schweigen überraschte mich, ja, es machte mich verlegen, und so sagte ich nach einer längeren Pause in verändertem, in ernstem Tone:

„Habe ich dich verletzt, Hattidja, so geschah es wider meinen Willen. Ich möchte als Freund von dir scheiden!“

Da antwortete sie leise, in der befremdlichen, eintönigen Weise, die ihr in Augenblicken zurückgehaltener Erregung eigen zu sein schien: „Wärst du mein Freund, so würde dir das Scheiden kein Scherz sein.“

Ich wußte kaum, was ich darauf antworten sollte. Hattidja erschien mir plötzlich anders, als ich sie seither gesehen hatte und näherte sich meinem Herzen, das bis dahin unberührt von ihr geblieben war. Ich brachte mit einiger Verlegenheit hervor, daß meine geringe Gewandtheit im Gebrauch ihrer Sprache mich vielleicht manches hätte sagen lassen, was ich in meiner Muttersprache nicht

oder jedenfalls anders ausgedrückt haben würde, und ich setzte freundlich und herzlich hinzu, sie solle mir nicht zürnen.

„Ich zürne dir nicht,“ sagte sie, und nun blickte sie mich mit ihren großen, ernsten arabischen Augen fast traurig an. „Du darfst mir auch nicht zürnen. Es war nicht meine Absicht, dich zu kränken.“

Unsere Unterhaltung hätte vielleicht eine bedenkliche Wendung genommen, denn nun fühlte ich mich mit großer Gewalt zu dem schönen, eigentümlichen Mädchen hingezogen, und es drängte mich, im Ernst zu wiederholen, was ich kurz vorher scherzend gesagt hatte, sie zu bitten, mir ein liebendes Andenken zu bewahren; aber wir wurden durch Fehid unterbrochen, und so verließ ich Hattidja mit freundlichem Gruß und Wunsch.

Während der nächsten Tage dachte ich nur wenig an sie. Es war doch nur eine zufällige Erregung gewesen, die mich zu ihr hingezogen hatte, und meine Gedanken waren bald wieder ganz frei, so daß ich mich ausschließlich mit den Obliegenheiten meines Dienstes beschäftigten konnte, die gerade zu der Zeit vielseitig und hie und da auch wichtig und aufregend waren.

* * *

Der Ritt nach Bagdad, den ich in Gesellschaft Manßurs und dessen Sohnes Soliman, sowie einiger fünfzig Reiter, der Leibgarde Manßurs, in verhältnismäßig kurzer Zeit zurücklegte, verlief ohne bemerkenswerten Zwischenfall. Wir hatten die schwerfälligen Lasttiere mit den Zelten

zurückgelassen und lagerten des Nachts unter freiem Himmel; aber das Wetter war milde, und ich schlief nach des Tages Anstrengung unter der sternbesäten Decke des südlichen Himmels so sanft und fest, wie ich je in weichem Bett unter einem Dach geruht habe. Die Nächte waren von großer Schönheit, und die vollständige Stille auf viele Meilen rings umher, die erst gegen Morgen durch das leise Wiehern einiger der Pferde unterbrochen wurde, hatte etwas eigentümlich Erquickendes. — Nachtruhe in der Wüste! Das läßt sich nicht beschreiben, und ich begreife jetzt wohl die Geringschätzung des Beduinen für den „Vavi", den Stadtbewohner, der die schönste Hälfte des Lebens, die wahre Ruhe der Nacht, wenn nur die Sterne am Himmel Wache halten, nicht genießen kann.

Der Gouverneur von Bagdad, der durch meine schriftlichen Berichte von der Lage der Dinge, südlich und westlich von Bagdad, unterrichtet war, hatte nur auf Manßurs und meine Ankunft gewartet, um seine kleine Armee, die aus 2000 Fußsoldaten und den von ihm angeworbenen 250 Tschetschenreitern bestand, mit den Hilfstruppen zu vereinigen. Alles war marschbereit als wir uns bei ihm meldeten, und wenige Tage später verließen wir die Hauptstadt des Wilajet, um mit den Muntevfiks an einem vorher bestimmten Sammelplatz zusammenzutreffen. Manßur und ich befanden uns nun im Generalstabe des Pascha. Ich hatte selbstverständlich die Beduinenkleider, die ich auf dem Marsche von Sukkeschiuch bis Bagdad getragen, wieder abgelegt.

Unser Weg führte durch ein ödes Land, dessen Ein=

förmigkeit nur hie und da durch die großen Kanäle, „Harks“ genannt, unterbrochen war.

Diese Wasserstraßen, ohne die ein großer Teil Mesopotamiens verdorren müßte, geben der Landschaft einen eigentümlichen Charakter, da sie dem Auge zunächst in Gestalt unübersehbar langer, regelmäßiger Doppelmauern aus Sand sichtbar werden. Wenn man sie auf der Landkarte verzeichnet sieht, so nehmen sie sich dort wie Zuflüsse des Euphrat oder des Tigris aus, aber thatsächlich werden sie von diesen Strömen, in die sie zu münden scheinen, gespeist und verschwinden nach längerem oder kürzerem Laufe im Sande der Wüste. Viele von ihnen sind uralt, andere stammen aus jüngster Zeit, alle werden, ohne daß es besondere Befehle der Regierung bedürfe, sorgfältig unterhalten, denn ihr Bestehen ist eine Lebensfrage für die Araber, die in ihrer Nähe wohnen. Im Sommer sind diese Kanäle häufig ausgetrocknet, aber sobald der Euphrat und der Tigris eine gewisse Höhe erreichen, werden durch die Harks große Wassermassen bis weit in das Innere der Wüste geleitet.

Die Unterhaltung der Harks in gutem Zustande erfordert mühselige und häufige Arbeiten. Diese Kanäle sind nämlich fortwährend der Gefahr der Versandung ausgesetzt und müssen deshalb unausgesetzt überwacht und gereinigt werden. Die ausgebaggerten Sand- und Schlammmassen werden an die Ufer geworfen, und dort haben sich auf diese Weise im Laufe der Zeit — der Jahrhunderte bei den alten Kanälen, wie zum Beispiel der Haruniéh-Harks, der von Harun al Raschid erbaut worden ist — zwei mit dem Hark gleichgerichtet laufende Mauern, oder

vielmehr ganz regelmäßige Hügelreihen gebildet, die in einzelnen Fällen eine Höhe von zwanzig Fuß und darüber erreichen. Diese beiden Sandmauern, die von großer Festigkeit sind, bilden, mit dem Kanal in der Mitte, einen Sattel, der fast in allen Fällen, auch bei verhältnismäßig neuen Harks, tief genug ist, um die flache Ebene, die er durchschneidet, derart in zwei Teile zu trennen, daß die, die sich dem Hark von der einen Seite nähern, erst im letzten Augenblick, das heißt nachdem sie den ersten Sandhügel erklommen haben, sehen können, was auf der andern Seite vorgeht. Die Harks spielen deshalb auch eine nicht unwichtige Rolle bei den „Gaswaï“, den kleinen Kriegen, die sich die arabischen Stämme unter einander liefern.

Unsere Armee marschirte in südwestlicher Richtung von Bagdad auf Babylon und Hilleh zu. Ich hielt mich während des Marsches gewöhnlich in der Nähe Manßurs, nicht nur, weil ich auf Befehl des Pascha darauf zu achten hatte, daß die Wünsche des Scheich stets möglichste Berücksichtigung fänden, so daß ich gewissermaßen der persönliche Adjutant Manßurs war, sondern auch, weil der Beduinenhäuptling, in dessen Zelt ich gerastet, in mir einen Freund erblickte, während er den anderen Mitgliedern des Generalstabes mit förmlicher Zurückhaltung gegenüberstand. So kam es, daß wir zwei uns bei dem sichern Marsche in der weiten öden Ebene auf größere Entfernungen von der marschirenden Truppe trennen konnten.

Eines Tages näherten wir uns in dieser Weise einem zwischen hohen Hügeln eingeschlossenen Hark. Unsere Pferde erklommen die steile Anhöhe wie die Ziegen. Ich ritt neben Manßur. Plötzlich, in dem Augenblick, als

wir auf dem Rücken des Hügels angekommen waren, hielt Manßur sein Pferd kurz an. Ich that ein Gleiches, und da erblickte ich, etwa zwanzig Fuß unter uns, auf dem jenseitigen Ufer des ausgetrockneten Hark, in einer Entfernung von höchstens fünfzig Schritt, eine Truppe Bewaffneter, die unser Kommen seit langer Zeit erspäht haben mochten und die uns nun, die Flinten auf die Stelle gerichtet, wo wir von der entgegengesetzten Seite des Hügels aufgetaucht waren, erwarteten. Es waren Aufständische, wohl ihrer vierzig an der Zahl, wild aussehende, kriegerische Männer, viel mehr Räubern als Soldaten gleichend, und mein erster Gedanke, als ich sie erblickte, war, Kehrt zu machen: denn ein Kampf gegen die zwanzigfache Übermacht hätte keinen andern Ausgang als unsern Tod haben können. Ehe die Aufständischen aber den tiefen sandigen Hark überschritten und den Hügel erklommen hatten, auf dem wir standen, konnten wir längst in der Ebene sein und bereits weit genug, um nichts mehr von ihren Flinten fürchten zu brauchen.

Aber der Scheich dachte nicht an Flucht. Er richtete sich, in den Steigbügeln stehend, hoch über dem Sattel empor, und, den rechten Arm mit gebieterischer Gebärde ausstreckend, rief er mit lauter, fester Stimme:

„Halt, Moslemin! Habt Geduld und erfahrt, wer vor euch steht . . . Ich bin Manßur, der Sohn Essads, Sohnes Omars, des Sohnes Alis, Sohnes Ab-dullahs, des Sohnes Ekrems —“ und nun folgte eine weitere, lange Aufzählung von Namen, von denen ein jeder feierlich ausgerufen wurde, gleichsam als sollten die Ahnen und Urahnen des alten Scheich zum Schutze ihres bedrängten Enkels

herbeibeschworen werden — nach einem Namen endlich machte Manßur eine längere Pause und dann, dröhnender Stimme, die ausgestreckte Hand drohend schüttelnd, rief er: „der aber war der Enkel Mohammeds, des Propheten! Gepriesen sei er in Ewigkeit!“

Die Aufständischen zauderten noch etwa eine halbe Minute — die Gewehre hatten sie schon vorher gesenkt — dann wandten sich einige und schlichen, sich duckend, heimlich davon, bald folgten diesen die übrigen, aber schon laufend, und gleich darauf jagten sie alle, wie von einem mächtigen Feinde geschlagen und verfolgt, in wilder Flucht davon und verschwanden in dem engen, krummen Wege des ausgetrockneten Hark, feigen Raubtieren gleich, die in ihre dunklen Höhlen zurückgetrieben worden sind.

Manßur sah ihnen nicht einmal nach. Er ritt sein Pferd gelassen hinunter, erklomm das jenseitige steile Ufer des Hark, und erst, als wir auf dem Rücken des zweiten Hügels angelangt waren, ließ er seine scharfen Blicke über die weite Ebene schweifen, die sich vor uns ausbreitete. Sie war leer. Mir aber war, als hätte ich ein Hürdel Wölfe vor dem Löwen fliehen sehen.

Wenige Tage später erreichten wir, am Ufer des Euphrat entlang marschirend, Hillah, Babylon gegenüber gelegen, aus den Backsteinen der alten Stadt erbaut und ringsum von deren ungeheuren Trümmerhaufen umgeben. Dort ruhten wir einige Tage, um den Muntevfiks, mit denen wir, trotz der großen Entfernung, durch berittene Späher, eine gewisse Fühlung aufrecht erhalten hatten, Zeit zu geben, gleichzeitig mit uns Dagara zu erreichen,

in dessen Nähe der entscheidende Schlag gegen die Aufständischen geführt werden sollte.

Der Dagara ist ein uralter, vom Euphrat gespeister Hark, der in der Nähe seines Ausflusses aus dem Euphrat einem Strome gleicht. In der Spitze des Dreiecks, dort, wo der Dagara aus dem Euphrat austritt, um sich westlich in die Wüste zu ergießen, befindet sich ein leidlich gut unterhaltenes Fort, das zur Zeit von einer Compagnie türkischer Fußsoldaten besetzt war.

Am Abend des dritten Tages brachten unsere Späher die Meldung nach Hillah, daß die kleine Feste von den Aufständischen hart bedrängt werde, daß die Besatzung heldenmütigen Widerstand leiste, aber der Gefahr ausgesetzt erscheine, sich aus Mangel an Lebensmitteln, namentlich an Wasser, demnächst ergeben zu müssen.

Der Pascha befahl darauf sofortigen und schleunigen Aufbruch, und trotz der großen Hitze wurde unsere Armee so schnell vorwärts getrieben, daß wir noch vor Abend des nächsten Tages in Sicht der Feste von Dagara anlangten. Die Aufständischen, die das Fort belagerten, flüchteten sich in wilder Hast jenseits des Flusses, sobald sie uns erblickt hatten; aber unsere Truppen waren von dem Gewaltmarsch von Hillah nach Dagara zu ermüdet, als daß an eine sofortige Verfolgung des Feindes hätte gedacht werden können. Die Offiziere begnügten sich damit, einige notdürftige Anordnungen zu treffen, um den Aufständischen entgegentreten zu können, falls diese einen Überfall in größerem Maßstabe beabsichtigen sollten. Die Gefahr eines solchen Ereignisses war jedoch gering, denn schon waren vereinzelte Beduinen eingetroffen, um zu

melden, daß die ganze Armee der Muntevfiks noch im Laufe der Nacht vor Dagara eintreffen würde.

Inzwischen hatte sich der Befehlshaber des befreiten Forts beim Pascha gemeldet, um diesem einen kurzen Bericht über die Belagerung und über den Zustand der Garnison abzustatten. Seit sechs Tagen schon hatte diese empfindlichen Mangel gelitten und während der letzten vierundzwanzig Stunden vollständig gefastet.

Der Pascha befahl, daß die ausgehungerten Leute sofort mit Speise und Trank versehen werden sollten, aber noch bevor etwas für sie geschehen konnte, eilten sie, so schnell ihre matten Füße sie tragen konnten, aus den geöffneten Thoren der Festung dem Euphrat zu, wo sie sich niederwarfen und, wie Tiere, das halbe Gesicht im Wasser, gierig tranken. Dann erhoben sie sich, und ich bemerkte, daß fast alle dieselben Bewegungen machten: sie atmeten tief auf, stießen die Luft geräuschvoll wieder von sich und dabei bogen sie die ausgebreiteten Arme mehreremale zurück, wie um sich die Brust zu erweitern.

Spät am Abend desselben Tages hatte ich noch Gelegenheit Fehid zu begrüßen, der mit dem ersten größern Trupp Muntevfiks in Dagara eingetroffen war. Er gab mir Nachrichten von Hattidja, ohne daß ich ihn nach dem Mädchen gefragt hatte; aber er wußte wohl, daß sie mir Teilnahme einflößte. Sie sei traurig, sagte er, und er habe nicht wieder mit ihr scherzen können, wie auf dem Wege von Sukkeschiuch, aber sie sei fast jeden Abend vor den Leuten aufgetreten, und diese lauschten ihr wie einer vom Herrn Begeisterten. Ihr Ruhm als Ruferin zum Streit werde ewig dauern. Schenan sei oft in

ihrer Nähe; sie zeige sich ihm gegenüber streng und unfreundlich.

Ich habe bereits gesagt, daß Hattidja mein Herz nicht gefangen genommen hatte und daß es mir leicht geworden war, mich von ihr zu trennen. Meine Gedanken hatten sich seitdem nur noch dann mit ihr beschäftigt, wenn ich mich von allen dienstlichen Obliegenheiten frei fühlte. Aber während des langen, einförmigen Rittes durch die Wüste von Bagdad bis Hillah, weit vom Kriegsschauplatze und in Gesellschaft des schweigsamen Manßur war mir Zeit geworden, an alles Mögliche zu denken, und da hatte ich auch gründlich über meine Beziehungen zu Hattidja nachgedacht.

Der Gedanke, sie könne meine Frau werden, lag mir fern; auch machte ich mir klar, daß Hattidja, in der Freiheit der Wüste aufgewachsen, sich im Harem wie in einem Gefängnis fühlen, Heimweh bekommen und wohl daran sterben würde. Denn sie war nicht aus dem Stoff, der sich geschmeidig in viele Formen schmiegen kann. Sie war starr, von den Naturen, die eher brechen, als daß sie sich biegen lassen. Ebenso wenig durfte ich daran denken, sie zu meiner Sclavin zu machen. Darin würde sie selbst nicht gewilligt haben, und ihr Vater Ibrahim war stolz auf seine schöne, im ganzen Lande berühmte Tochter und rechnete sicherlich auf einen reichen Schwiegersohn aus dem Stamme der Muntevfiks, dem er selbst angehörte.

Aber was hatte ich bei Hattidja zu suchen, wenn ich mir sagen mußte, daß ich sie weder als Frau noch als Sclavin heimführen würde? Mit ihr scherzen, wie ich

es zu Anfang unserer Bekanntschaft gemacht hatte? Das war nach unserer letzten Zusammenkunft, unmittelbar vor meiner Abreise nach Bagdad, nicht mehr statthaft. Sie hatte es sich, wenn nicht in Worten, so durch ihre Haltung verbeten. Ernste Absichten heucheln, um mich zu vergnügen, auf die Gefahr hin, ein stilles Herz zu beunruhigen, ist aber nicht meine Art, — und ich sagte mir, daß ich dem Frieden des arabischen Mädchens gefährlich werden könnte. Man wirbt in Mesopotamien nicht in derselben Art um Frauengunst wie im Westen: Hattidja hatte sicherlich noch nie ein heimliches Wort von einem Mann gehört, und ein solches Wort würde sie erschreckt und wehrlos gefunden haben.

Unter diesen Umständen hatte ich es für gut befunden, meine Beziehungen zu dem Mädchen als abgebrochen zu betrachten. Doch hielt ich es für unnütz, mit Fehid davon zu sprechen.

Schon am nächsten Morgen jedoch sah ich Hattidja wieder. Die Männer waren zusammenberufen worden, um nun, angesichts des nahe bevorstehenden Kampfes, von der Ruferin zum Streit ermahnt und ermutigt zu werden. Ich hätte mich nicht von der allgemeinen Versammlung der Krieger ausschließen können, ohne daß dies Manßur und Fehid, neben denen mein Platz war, aufgefallen wäre.

Als ich mich, in Begleitung der beiden großen Scheich, dem Kreise von Beduinen näherte, in dessen Mitte ich Hattidja, in festlichen Gewanden, schon von weitem erblickt hatte, wurde uns ehrerbietig Platz gemacht, so daß wir in die unmittelbare Nähe des Mädchens gelangten.

Sie schien mich aber nicht zu sehen. Ihr Blick war wieder fest und unbeweglich über unsere Köpfe hinweg, in die Leere gerichtet. Doch hatte sie unser Kommen bemerkt, denn bald nachdem wir uns in erster Reihe unter ihren Augen aufgestellt hatten, breitete sie die Arme, Schweigen gebietend aus und begann zu reden.

Sie sprach in derselben Weise wie hinter Sukkeschiuch, aber mit weniger Leidenschaftlichkeit, und ich bemerkte, daß sie sich nicht, wie es damals geschehen war, dem Tapfersten als Lohn versprach. Sie pries die Männer glücklich, in deren Macht es läge, sich Gottes Lohn auf Erden und das Paradies im ewigen Leben zu erobern, sie ermahnte die zum Kampf Ausziehenden, ihr ewiges Glück nicht durch Kleinmut, durch Sorge um ein unsicheres, kurzes Leben hienieden zu verscherzen. — „O, wäre ich ein Mann! O, könnte ich kämpfend sterben! O, ihr Glücklichen! Zieht hin und seid eures Glückes würdig!"

Ihre Rede, der die Männer ehrerbietig lauschten, war kurz; doch konnte ich bemerken, daß sie einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden machte, die sich, als die Ruferin geendet hatte, in ernstem Schweigen zurückzogen. Ich wandte mich, einer der letzten, mit Manßur und Fehid von ihr ab. Meine Augen suchten gegen meinen Willen die ihrigen, aber ihr Blick blieb starr und unverwandt auf den im Sonnenuntergang erglühenden Abendhimmel gerichtet, und ich wagte nicht, den Zustand der Verzückung, in dem Hattidja sich zu befinden schien, zu stören. Wieder sah ich sie, einer Bewußtlosen gleich, in die Arme ihres Vaters gleiten und mit diesem verschwinden.

Im Laufe der nächsten Tage wurde unsere Heeres-

macht noch um ein Bedeutendes vermehrt. Es trafen fünf Bataillone regelmäßiger Truppen aus Divanièh bei uns ein, so daß unsere Gesamtstärke damit auf die für die dortigen Verhältnisse bedeutende Höhe von zehntausend Mann stieg. Die Stärke der Aufständischen südlich von Bagdad konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden, doch waren wir ziemlich sicher, daß die uns auf etwa sechs Wegstunden gegenüberstehende feindliche Armee nicht mehr als höchstens zehntausend Mann, darunter vielleicht zweitausend Reiter, zählen dürfte. Da aber der Aufstand noch immer um sich griff und nicht selten in gänzlich unvorhergesehener Weise hier und dort aufloderte, so hielt der Pascha es für geboten, unsere Stellung im Dreieck des Euphrat und des Dagara zu einer möglichst sicheren zu machen, und zu dem Zweck wurde nicht nur eine starke Linie aus Mauern und Wällen unterhalb des Lagers vom Euphrat bis zum Dagara gezogen, sondern der Dagara selbst wurde in geringer Entfernung von seinem Ausfluß aus dem Euphrat, unter meiner Leitung abgedämmt, so daß sich dort bald genügend große Wassermassen stauten, um das Lager, zwischen Euphrat und Dagara, von der Wasserseite, für die Aufständischen, die nur geringe Angriffsmittel besaßen, uneinnehmbar zu machen.

Nachdem die Verteidigungsarbeiten getroffen waren, bei denen uns der Feind wohl hie und da beunruhigt, aber nicht wesentlich gestört hatte, konnte der Pascha der nächsten Zukunft mit Ruhe entgegensehen, denn es war kaum denkbar, daß die Aufständischen es wagen würden, unsere starke Macht in der festen Stellung, die sie ein-

genommen hatte, anzugreifen. Sie begnügten sich damit, uns jede Nacht durch Haüßageschrei wach zu halten, gelegentlich wechselten unsere Vorposten einige Flintenschüsse mit ihnen, aber zu einem entscheidenden Schlag wollte es der Pascha erst kommen lassen, nachdem er die vereinzelten kleineren Herde des Aufstandes erstickt hätte. Zu dem Zwecke wurden täglich Abteilungen von Muntevfik-Beduinen nach den gefahrdrohenden Ortschaften entsandt, und jedesmal wurden diese, bevor sie abzogen, von Hattidja in der bereits geschilderten Weise zum Kampfe ermutigt.

Unsere ganze Macht war jetzt in dem Flußdreieck auf einem verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt, und von jedem Punkte des Lagers aus war es immer leicht erkennbar, wann und wo Hattidja sich zeigen werde. Gewöhnlich sprach sie auf einem offenen Platz in der Mitte des Lagers, und immer hatte sie zahlreiche Zuhörer. Die Türken und Tschetschen kamen wohl mehr aus Neugierde und weil das Zuhören die Einförmigkeit des Lagerlebens unterbrach; die Muntevfik umstanden die Rednerin in ernster Andacht. Ich selbst versäumte keine Gelegenheit, sie zu hören, aber ich hatte mich ihr nicht wieder in der alten Weise genähert. Sie wußte mich unter ihren Zuhörern, denn ich erschien gewöhnlich in Begleitung Fehids, dem immer ein Ehrenplatz in der Nähe der Rednerin eingeräumt wurde. Aber Hattidjas und meine Blicke begegneten sich niemals, obgleich meine Augen unverwandt auf sie gerichtet waren, während sie sprach.

Das bunte Lagerbild, aus Türken, Tschetschen und

Muntevfik gebildet, — die Türken in Uniformen europäischen Zuschnitts, die Tschetschen in reicher, kaukasischer Rüstung, die Beduinen in ihre langen Abbas gehüllt und mit dem Kefiéh bedeckt, — und in der Mitte dieser kriegerischen Gestalten das schlanke, schöne arabische Mädchen, mit ihren hieratischen Bewegungen wie eine Erscheinung aus uralter Zeit — dies Bild hatte einen unwiderstehlichen Reiz für mich. Aber auch Hattidja zog mich an, obgleich ich mir verboten hatte, mit ihr zu sprechen.

Eines Tages, als ich mich wieder mit Fehid nach dem Platze begeben hatte, wo Hattidja reden sollte und dort, den Beginn ihrer Ansprache abwartend, ruhig dastand, wurde ich plötzlich von jemand, der sich an mir vorbeidrängen wollte, in so unsanfter Weise gestoßen, daß ich sogleich eine böswillige Absicht der rohen Handlung annehmen mußte. Ich wandte mich um. — Da stand der bleiche, schlanke Schenan, vor mir und maß mich spöttischen, herausfordernden Blickes. Ich versetzte ihm einen heftigen Stoß vor die Brust, so daß er mehrere Schritte zurücktaumelte und dann, in unmittelbarer Nähe des Platzes, wo Hattidja stand, niederfiel.

Hattidja hatte bereits die Arme erhoben, um in der ihr gebräuchlichen Weise Schweigen zu gebieten. Sie ließ sie jetzt wieder sinken, augenscheinlich, um den Ausgang des Auftrittes abzuwarten, der sich vor ihren Augen abspielte.

Schenan sprang vom Boden und stürzte wütend auf mich zu, aber sogleich blieb er wie angewurzelt stehen, und sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher. Fehid

stand vor ihm und bedeutete ihm durch eine Bewegung der Rechten, den Frieden nicht weiter zu stören. Da erkannte ich, an der Majestät seiner Gebärde und dem hohen Ernste seines Antlitzes, daß Fehid der Neffe Manßurs, wie dieser ein Enkel des Propheten und der Sprößling eines alten, mächtigen Herrschergeschlechts sei. Schenan wäre getötet worden, hätte er sich an dem Scheich inmitten seiner Getreuen vergreifen wollen. Sein Zorn nahm ihm nicht vollständig die Sinne. Er trat stumm zurück, wandte sich ab und verschwand in der versammelten Menge. Ich sah darauf Fehid einige Worte mit einem seiner Leute wechseln und diesen Schenan folgen.

„Was haben Sie angeordnet?" fragte ich.

„Dem Mann aus Hasaïll anbefohlen, sofort das Lager zu verlassen. Sie werden ihn nicht wiedersehen. Ich bedaure, daß Sie in meiner Gegegenwart beleidigt worden sind, glücklicherweise nicht von einem Muntevfik!"

„Das hat nichts zu bedeuten," antwortete ich. „Ich habe Schenan genügend gezüchtigt, und seine Verweisung aus Hattidjas Nähe ist ebenfalls eine schwere Strafe für ihn, denn nur aus Eifersucht hat er sich gegen mich vergangen."

Dies alles hatte nur wenige Minuten gedauert. Jetzt begann Hattidja zu sprechen:

„Vergeßt der Worte des heiligen Koran nicht: ‚Das Paradies, größer als Himmel und Erde, gehört, die denen verzeihen, die sie beleidigt haben!'"

Fehid blickte mich bedeutsam an.

„Ich verzeihe," sagte ich. „Thut ein Gleiches und laßt Schenan in Frieden."

„Ich zürne ihm nicht,“ antwortete Fehid, „aber sein eigenes Wohl gebietet, daß er das Lager verläßt, denn er würde sich an dir rächen wollen, und dann müßte ich ihn töten lassen, weil Ordnung und Gerechtigkeit es erheischen würden!“

Zwei Tage später verließen die Mehrzahl der regulären Truppen und die Tschetschenreiter das befestigte Lager, um gegen die Aufständischen vorzugehen. Ein Bataillon Fußsoldaten und etwa tausend Muntevfik, unter dem Befehle Fehids, blieben zum Schutze des Lagers zurück. Die übrigen Beduinen waren unter Manßur und Nasir gegen kleinere aufständische Haufen im Süden unserer Stellung ins Feld gezogen und sollten diese verhindern, sich mit der Hauptmacht, die dem Pascha gegenüber stand zu vereinigen.

Von der Schlacht am Dagara, die mit einem vollständigen Siege für uns endete, habe ich schon gesprochen, als ich die Geschichte meines kleinen Freundes Hassan erzählte.

Am Abend nach der Schlacht bezog der Generalstab des Pascha seine alten Quartiere im befestigten Lager, um dort weitere Nachrichten über den Eindruck unseres Sieges auf die Aufständischen abzuwarten. Schon am nächsten Morgen erfuhren wir, daß diese bis auf wenige Ausnahmen, vollständig entmutigt seien und daß die mächtigsten Scheich unter ihnen noch im Laufe des Tages im Lager von Dagara eintreffen würden, um ihre Unterwerfung zu erklären und um Gnade zu bitten.

Einige Stunden später, als ich mich mit einer kleinen Anzahl türkischer Offiziere und mehreren Scheich, darunter

Manßur und Nasir, im Zelte des Gouverneurs befand, wurde diesem gemeldet, die Führer der geschlagenen Aufständischen seien eingetroffen und erwarten die Befehle des Pascha. Dieser ließ sie sogleich eintreten.

Es waren acht Scheich, würdevoll in Haltung und Gebärden, die langsam eintraten, einen Augenblick am Eingang des Zeltes verharrten und sodann, als sie Manßur erblickt hatten, auf diesen zuschritten, um sich vor ihm zu demütigen, indem sie dem Sitzenden das Knie küßten.

Der Pascha runzelte die Stirn, und herrischer als es des ruhigen Mannes Art war, sagte er mit lauter Stimme: „Kommen die von den Truppen des Kalifen geschlagenen Rebellen, um meinem Freunde, dem ältesten Scheich der Muntevfik, zu huldigen?"

Da erhob sich Manßur, schritt schnell auf den Pascha zu, ergriff sich tief verbeugend, dessen Gewand und führte es an seine Lippen. Dann sagte er, sich halb an die Beduinenhäuptlinge wendend: „Du bist zu groß, Pascha, Vertreter des Kalifen, als daß diese kleinen Scheich es wagen dürften, sich dir zu nahen. Ich, Manßur, der Sohn Essads, der Enkel des Propheten, überbringe dir die Unterwerfung der Aufständischen . . . Lang lebe unser großmächtigster Herr, der Kalif!"

Die Beduinenhäuptlinge senkten die Köpfe und kauerten sich schweigsam nieder, worauf der Pascha sie durch eine Handbewegung feierlich begrüßte.

Damit durfte der Aufstand als beendet betrachtet werden, doch verblieben wir noch einige Tage im Lager von Dagara, da der Pascha die Rückkehr der von ihren verschiedenen Zügen noch nicht vollzählig zurückgekehrten

Muntevfik abwarten wollte. Er wünschte diesen dadurch eine Aufmerksamkeit zu erweisen und noch mehr an sich zu fesseln, denn er konnte über die Zustände in Süd-Mesopotamien nur dann ganz beruhigt sein, wenn er mit Sicherheit auf die Freundschaft der Muntevfik rechnen durfte.

Wenige Tage später waren diese wieder vollzählig im Lager von Dagara vereint. Ihre Verluste waren nicht bedeutend gewesen, und sie hatten hie und da gute Beute gemacht. Sie kehrten in gehobener Stimmung nach ihrer Heimat zurück. Der Aufbruch sollte nunmehr stattfinden, der Rückmarsch nach Sukkeschiuch auf dem rechten Ufer des Euphrat erfolgen.

Ich gab den drei Scheich, nachdem sie sich in herzlicher Weise vom Pascha verabschiedet hatten, das Geleit bis zum Ufer des Stromes, wo die Beduinen bereits marschfertig versammelt waren. Sie standen nackt neben ihren ungesattelten Pferden, den langen Abba in Form eines ungeheuren Turbans um den Kopf gewickelt, die schwere Lanze und den Säbel, ihre einzigen Waffen, in der Linken, und warteten der Befehle des Scheich. Auf ein gegebenes Zeichen schwangen sie sich zu Pferde und in fünfzig langen Reihen, von achtzig bis hundert Pferden, traten sie in die Fluten des Euphrat. Die Pferde gingen willig, ohne bemerkbare Unruhe vor. Als das Wasser ihnen bis zur Hälfte des Leibes gestiegen war, schwangen sich die Reiter ab und schritten, die rechte Hand auf den Widerrist gelegt, in der Linken die lange Lanze, den Säbel im Munde gegen den Strom ankämpfend, neben ihren Tieren her, bis beide, Pferd und Reiter, Grund

verloren und von da ab den Übergang, neben einander hinschwimmend, vollendeten. Durch die Luft erscholl aus tausend Kehlen der langgezogene, rauhe Ruf: „Taal! Taal! Taal!“ — „Komm, komm, komm!“ womit die Reiter die Pferde und sich unter einander ermutigten.

Man hatte zum Übergang eine möglichst ruhige Stelle des Flusses gewählt, doch war auch dort die Strömung noch immer eine gewaltige, und es dauerte lange, bis die ersten Reiter wieder festen Boden am jenseitigen Ufer unter sich hatten und die Pferde langsam ans Land führten. Eine Zeitlang war fast die ganze Breite des Stromes mit schwimmenden Pferden und schwimmenden, „Taal“ rufenden Männern bedeckt.

Als die letzten Reihen heranrückten, um in den Euphrat zu steigen, bemerkte ich eine kleine Gruppe, aus drei Männern, einer Frau und vier Pferden bestehend, die unter einigen Tarfabäumen, in geringer Entfernung vom Ufer, Schatten und Kühlung gesucht hatte. Der Tag war sehr heiß. Ich schritt auf sie zu und erkannte Hattidja und ihren Vater Ibrahim. Hattidja hielt das Gesicht von den fortziehenden Beduinen abgewandt, so daß sie auch mich nicht kommen sah. Das lange, schwarzblaue Gewand, das sie trug, war, gegen den Gebrauch, durch einen schmalen Gürtel zusammengehalten und zeigte das edle Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt, das Kopftuch, das sonst auf die Schultern herabfiel, war unter dem Kinn in einen Knoten geschürzt. Noch ehe ich die Gruppe erreicht hatte, erhoben sich die vier, ergriffen die Halfter ihrer Pferde, um sich der letzten Reihe Muntevfik anzuschließen, die soeben langsam aufmarschirt kam. Nur

wenige Minuten blieben mir, um von Hattidja Abschied zu nehmen — und der Abschied wurde mir schwer.

Ich begrüßte sie freundlich und ernst.

„Warum habe ich dich nicht mehr gesehen, seitdem du uns verließest, um mit Manßur nach Bagdad zu gehen?" fragte sie sogleich.

„Ich habe dich gesehen, so oft du vor den Leuten sprachst."

„Ich weiß es. Aber warum hast du dich von mir fern gehalten?"

Wir waren kaum noch zwanzig Schritt vom Euphrat entfernt. In wenigen Augenblicken mußte ich mich von Hattidja trennen, um sie wohl nie wieder zu sehen. Das ließ mich alle meine guten Vorsätze vergessen.

„Ich habe dich geliebt, Hattidja," sagte ich; „aber da ich dich nicht heimführen konnte, so war es besser, mich dir nicht mit unerfüllbaren Wünschen zu nähern... Der Herr behüte dich!"

„Du hast mich wirklich geliebt?" fragte sie.

„Ja, ich habe dich geliebt. Der Herr behüte dich!"

Wir waren an den Euphrat gelangt. Hattidja wandte sich stumm von mir ab, und ohne mich noch einmal anzublicken, schwang sie sich leicht auf das große, edle Roß, das sie am Halfter geführt hatte und das, wie ich später erfuhr, ein Geschenk Fehids war. Ihr Vater und dessen zwei Begleiter saßen bereits zu Pferde, und die vier traten nun langsam in den Euphrat. Hattidja blieb von mir abgewandt. Ich blickte ihr in schmerzlicher Erregung nach. Jetzt glitten die vier von den Rücken ihrer Pferde in den Euphrat und da, zum letztenmale

sah ich Hattidjas edles, schönes Antlitz. Sie hatte sich nach mir umgewandt und hob, langsam winkend, den nackten schlanken Arm, und aus ihrem weit geöffneten Mund zog wie ein Hilferuf ein Schrei über das Wasser: „Taal . . . Taal . . . Taal!“

I

Die Stimme Allahs.

In einem kleinen Dorfe in Anatolien lebte auf seinem Hofe, ohne Weib und Kind, ein braver Bauersmann, Namens Abdullah, der sich im Schweiße seines Angesichts recht und schlecht durchschlug, dabei aber immer mit innigem Bedauern daran dachte, wie traurig es doch sei, daß er sich jahraus, jahrein, von früh bis spät abzuarbeiten habe, nur um immer für die allernächste Zeit genug zum Leben zu gewinnen. Er hätte so gern ein ruhiges, würdiges Dasein geführt; — aber dazu gehörte Geld, — und er besaß nichts als das geringfügige Erbe seiner Väter: eine kleine elende Hütte auf einem kleinen Hofe, einen Esel, eine Kuh, einige Gänse, Hühner und Enten und ein Stückchen schlechten Bodens, das, wenn er es gut düngte, pflügte und besäte, und wenn die Ernte nicht durch Hagel, Regen oder Sturm vernichtet wurde, gerade so viel einbrachte, daß er mit dem Erträgnis desselben seine Bedürfnisse, die wirklich recht bescheiden waren, armselig befriedigen konnte. Gab es aber eine Mißernte, so war das für ihn ein Hungerjahr, und es war dann schon einige Male soweit gekommen, daß er seine Kräfte verdingen, für fremde Leute hatte arbeiten

müssen, um nicht elendiglich zu Grunde zu gehen. — Das war sehr hart und sehr traurig.

Eines Abends, als Abdullah nach eines heißen Tages Mühen vor seiner Thüre saß und sein Leben ihm wieder einmal äußerst bejammernswert erschien, trat ein alter Bettler auf ihn zu und bat mit kläglicher Stimme um eine kleine Gabe. — Abdullah war ein guter Mann. Er gab dem Armen zehn Para, etwas weniger als fünf Pfennig.

„Der Herr wird es dir tausend Mal vergelten,“ sagte der Bettler und zog seiner Wege.

Der Mann hatte eine laute, tiefe Stimme, und seine Worte klangen in Abdullahs Ohren nach. — „Der Herr wird es dir tausend Mal vergelten,“ wiederholte er unwillkürlich. Dasselbe war ihm schon oftmals gesagt worden, aber er hatte nicht mehr darauf geachtet, als auf das Rauschen des Flusses und das Säuseln des Windes in den Bäumen. Er hatte sich nichts dabei gedacht. Er hatte überhaupt mehr zu thun, als ihm behagte. — Was sollte er noch denken? — An jenem Abend, zum ersten Male, wog er die Worte in seinen Gedanken, und langsam, wie das in seiner Natur lag, bildeten sich aus den ersten Gedanken einige andere und endlich ein Entschluß. — Wenn der Bettler die Wahrheit sagte, wenn aus den zehn Para zehntausend würden! War das denkbar? ... Hätte er nicht, wenn dem so wäre, schon zu verschiedenen Malen zehntausend Para von Allah erhalten müssen, da er doch schon häufig einem Armen zehn Para gegeben hatte? — Die Frage war unlösbar für ihn. Er wollte den Schulmeister, den Hodscha, oder noch besser den

Gottesdiener, den Imam um Rat fragen; aber nicht den dummen Imam vom Dorfe, der nicht klüger war als Abdullah selbst, nur daß er eine schönere Stimme besaß als dieser. — Nein, ein gelehrter Imam, einer aus Stambul, aus einer ehrwürdigen, heiligen Moschee, der sollte ihm Auskunft geben.

Abdullah verschloß seine Hausthür, vertraute die Sorge um sein Vieh einem freundlichen Nachbar an, griff zum schweren Wanderstabe und zog gen Stambul, gerades Weges nach der großen Hagia Sophia. Dort fand er bald, was er suchte — einen Imam. Dieser Gottesdiener in der heiligen Moschee mußte ein gelehrter Mann sein!

„Ehrwürdiger Imam,“ sprach Abdullah, „ist es richtig, daß mich Allah für das, was ich den Armen gebe, tausendfach belohnen wird?“

„So lauten die Worte des Propheten, so steht es im Koran. Es ist ja und wahrhaftig wahr.“

Abdullah schwieg einen Augenblick, während der Imam ihn von der Seite beobachtete. Dann fuhr er bedächtig fort: „Wie kommt es, daß ich noch nie in meinem Leben zehntausend Para erhalten hatte, obgleich — Allah ist mein Zeuge! — ich oftmals einem Armen zehn Para geschenkt habe?“

Der Imam antwortete sogleich: „Und als du die zehn Para gabst, gabst du sie um Gottes willen, dachtest du dabei an Allah?“

Denken war Abdullahs schwache Seite. Er hatte, wenn er einem Armen gab, dabei niemals an Allah gedacht. Und da Abdullah sehr einfach und ehrlich war, so

antwortete er auf die Frage des Imam: „Ich habe derartige barmherzige Gaben nicht um Gottes willen gemacht; und ich habe dabei auch nicht an Allah gedacht."

„Thor! Und du erwartest, daß Allah sich deiner Erbärmlichkeit erinnerte, wo du seiner Größe nicht einmal gedachtest! Ziehe heim und bessere dich und vertraue der Barmherzigkeit Allahs."

Abdullah zog heim. Jetzt wußte er, weshalb seine Almosen ihm bisher keine Zinsen getragen hatten. Das sollte nun anders werden! Er wollte den Armen geben, mit vollen Händen geben, um Allahs willen, Allah gedenkend, auf daß dieser ihm seine barmherzigen Gaben tausendfach vergelten sollte, wie der Prophet es versprochen hatte und es im Koran stand.

Abdullah verkaufte sein Hab und Gut und mit dem Erlös von tausend Piaster — etwa 180 Mark — kehrte er nach Stambul zurück. Auf dem Wege dorthin traf er mit vielen Armen zusammen. Er gab allen: diesem fünf, jenem zehn Piaster, und er sagte dabei regelmäßig halblaut: „Um Allahs willen!" und der durch die Größe des Geschenks überraschte Arme rief ihm jedesmal dankend nach: „Allah wird es dir tausend Mal vergelten."

Als er in Stambul ankam, blieben ihm von den tausend Piaster noch achthundert. Diese trug er nach der Hagia Sophia, denn er sagte sich, daß in den Händen der Diener Gottes in einer so heiligen Moschee, seine Gaben Allah unmöglich verborgen bleiben könnten. — Im Vorhof der Hagia begegnete er einem Imam. Er redete den heiligen Mann an:

„Ich habe eine Summe Geldes bei mir, die ich den

Imam der Hagia Sophia zur Verteilung an die Armen übergeben möchte. Wäre das ein gottgefälliges Werk?"

„Allah wird es dir tausendfach vergelten," sagte der Imam.

Nun war Abdullah seiner Sache ganz sicher und schritt rasch der Moschee zu; aber ehe er die Thür erreicht, war der Imam, mit dem er soeben gesprochen hatte, an seiner Seite: „Du kannst auch mir einen Teil des Geldes geben. Ich werde es in deinem Sinne gut verwenden."

Abdullah gab ihm fünfzig Piaster: „Um Allahs willen."

„Er wird es dir tausendfach vergelten," sagte der Imam.

In der Hagia entledigte sich Abdullah mit großer Leichtigkeit, immer „um Allahs willen", der noch übrigen siebenhundertundfünfzig Piaster und empfing von neuem aus dem Munde heiliger Imam die bestimmte Zusicherung, Allah werde es ihm tausend Mal vergelten; und nachdem er so alles, was er besaß, den Armen unter den vorgeschriebenen Bedingungen geschenkt hatte, ging er leichter Tasche und leichten Herzens in eine Herberge in der Nähe der Moschee — und wartete.

Er wartete geduldig und nicht sehr lange, denn die wenigen Piaster, die ihm übrig geblieben waren, nachdem er den Armen den vollen Erlös seiner irdischen Habe geschenkt hatte, waren in einer kurzen Reihe von Tagen vollständig aufgezehrt worden. Um der Unannehmlichkeit zu entgehen, seinem vertrauensvollen Wirte zur Last zu fallen, verließ er dessen Haus am sechsten Tage und wanderte zwecklos umher. Bei der Gelegenheit gelangte

er gegen Abend nach Hissar und dort an das weit und breit bekannte alte Kloster der Bektaschi-Derwische.

Diese Mönche erfreuten sich nicht des besten Rufes. Man sagte den alten Freunden der Janitscharen nach, sie seien Schlemmer, Erbschleicher, Freidenker, ja, man wollte sogar wissen, sie besäßen in ihren Zellen und in verborgenen Winkeln der Moschee sogenannte Heiligenbilder, wie man sie in griechischen Kirchen und Klöstern findet, und sie verrichteten vor diesen ihre Andacht. Aber Abdullah, obgleich sein Vertrauen zu Allah keineswegs erschüttert war und er nur bedauerte, daß die versprochene tausendfache Vergeltung seiner Gaben an die Armen nicht so schnell erfolgte, wie er angenommen hatte, — Abdullah war in dem Augenblicke nicht geneigt, sehr streng auf die Beobachtung gewisser Kultus-Vorschriften zu achten. Ihn hungerte und dürstete. Er klopfte an die Pforte des Klosters, und als diese ihm von einem langen Derwisch geöffnet wurde, sagte er einfach, er sei hungrig und müde und bäte um eine Mahlzeit und ein Nachtlager.

Der wohlgenährte Abdullah sah in seinen ordentlichen, reinlichen Kleidern nicht wie ein gewöhnlicher Bettler aus.

„Wie kommt ein Mann wie du dazu, um Almosen zu bitten?“ fragte der riesige Derwisch.

„Das ist eine lange Geschichte, heiliger Mönch. Gieb mir nur erst zu essen und zu trinken, denn ich fühle mich schwach von langem Fasten — dann sollst du sie hören.“

Der Derwisch ließ ihn ein und führte ihn in eine Halle, in der noch mehrere andere Mönche versammelt waren. Man ließ Abdullah sich dort nach Herzenslust

stärken; als er sich aber gesättigt vom Tische zurücklehnte, trat der Pförtner wieder auf ihn zu und sagte:

„Nun die versprochene Geschichte, Bäuerlein! Denn wenn du mich getäuscht hättest, so würde es dir übel ergehen. Du weißt, oder du würdest dann sogleich erfahren, daß die Bektaschi-Derwische nicht mit sich spaßen lassen.“

Abdullah seufzte, strich sich den Bart und erzählte seine kurze Geschichte.

Die Derwische lauschten aufmerksam und blinzelten sich von Zeit zu Zeit verständnisvoll zu.

„Also den Imam der Hagia Sophia gabst du dein Geld?“ fragte einer von ihnen.

„Ja, heiliger Mönch. Denen gab ich den Rest meiner ganzen Habe, siebenhundertundfünfzig Piaster. Sie werden es dir bestätigen, wenn du sie fragen willst.“

„Du bist ein guter Mann — aber du hast dich wie ein Narr benommen.“

Abdullah blickte den Sprecher fragend an.

„Wärst du,“ fuhr dieser fort, „anstatt zu den dummen Imam der Hagia Sophia zu gehen, zu uns gekommen, so würdest du deinen Lohn schon erhalten haben.“

„Es ist traurig für mich, daß ich noch warten muß; aber daran kann ich nichts mehr ändern. Der Wille Allahs geschehe! Wann glaubst du, heiliger Mönch, daß ich die hunderttausend Piaster, die er mir schuldet, bekommen werde?“

„Vor deinem Tode, will ich Dir wünschen. Bestimmteres weiß ich auch nicht.“

„Aber, was soll ich thun, wenn er mich noch lange

warten läßt? Ich besitze nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trage. Ich kann nicht lange ausharren, ohne großem Elend preisgegeben zu werden.“

Der Derwisch, der eine dicke rote Nase hatte und wässerige Augen, war ein gutmütiger Mann. „Du kannst die Nacht über hier schlafen,“ sagte er, „und morgen früh sollst du gestärkt werden, ehe du von dannen ziehst. Kehre dann gerades Weges nach deiner Heimat zurück. Allah wird dich auch dort finden; dir aber wird es unter deinen alten Bekannten leichter werden, dich zu ernähren, als hier, wo du ein Fremdling bist, den die Reichen mit Argwohn, die Armen mit Mißgunst betrachten. Nicht alle Gläubigen sind so mildthätig, wie die armen Bektaschi-Derwische.“

Abdullah seufzte tief, legte sich nieder und schlief ein.

Bei Tagesanbruch wurde er von dem Pförtner geweckt, der ihm zu essen und zu trinken vorsetzte und ihn sich ungestört daran laben ließ. Als dies geschehen war, sagte der Mann, der Tag werde wohl sehr heiß werden, worauf Abdullah seinen Stab ergriff und die gastfreundlichen Derwische verließ.

Abdullah zog wunden Fußes seine Straße. Müde, halb verhungert, mußte er sich erbetteln, was er zu seines Leibes Notdurft gebrauchte. Aber sein Vertrauen blieb unerschüttert. Er fand überall barmherzige Seelen, die ihm gestatteten, unter Dach und Fach zu ruhen, und die ihm, wenn er wieder aufbrach, ein Stück Brot und einen Schluck Wasser mit auf den Weg gaben. Es war magere Kost. Aber Abdullah war nicht an viel bessere

gewöhnt, und er murrte nicht. Er wußte, daß seine Zeit kommen würde.

Endlich näherte er sich seinem Dorfe. Er hoffte, es am Abend zu erreichen; doch hatte er vorher noch eine weite öde Strecke Landes zu durchziehen. Er war dazu am frühen Morgen aufgebrochen, um nicht zu sehr von des Tages Hitze belästigt zu werden, und er schritt nun schon seit Stunden seines Weges, geduldig und nicht schneller, als seine Müdigkeit es ihm bequem machte.

Da erblickte er, noch in weiter Ferne, drei Männer, in langen, fliegenden Gewanden, die kräftigen Schrittes auf ihn zukamen. Abdullah hatte nichts mehr zu verlieren als sein Leben und die bestäubten Kleider, die er auf dem Leibe trug, aber die langen Fasten hatten seinen Mut gedrückt. Die großen bärtigen Gestalten, die sich ihm näherten, waren ihm unheimlich: er wollte ihnen aus dem Wege gehen und suchte nach einem Versteck. — Nicht weit vom Wege standen, neben einander, drei alte, mit dichtem Laub bedeckte Bäume, von denen der schönste einen Brunnen beschattete. Abdullah bückte sich tief, schlich dorthin, erklomm den Baum und verbarg sich in dessen Zweigen.

Die drei Männer näherten sich. Schon von weitem vernahm der Bauer ihre rauhen starken Stimmen. Es waren Bektaschi-Derwische. Jeder von ihnen trug einen mächtigen, keulenartigen Pilgerstock in der Hand und auf dem Rücken einen Sack — und sie sahen erhitzt und müde aus.

„Hier ist Schatten," hörte Abdullah den einen sagen. „Hier dürfen wir in Frieden rasten. Wir können das ganze Land übersehen."

„Allah sei gepriesen, daß ich mich diesen Männern entziehen konnte," sagte der Bauer vor sich hin. „Sie sehen aus, als ob sie jeder Gewaltthat fähig wären, ja, als ob sie soeben eine vollbracht hätten. Es sind ja fromme Mönche, Derwische — aber es sind Bektaschi, wüste Burschen, kaum besser als ihre Freunde und Beschützer, die Janitscharen. — Allah sei gelobt, daß sie mich nicht erblickt haben."

Die drei Mönche waren nun unter dem Baume angelangt auf dem Abdullah saß. Sie warfen die Säcke von ihren Schultern zu Boden, entledigten sich ihrer schweren Gürtel und ließen sich, befriedigt stöhnend, am Stamme des Baumes nieder. „Hier ist es gut sein," sagte der eine.

Aus den Säcken kamen nun viel schmackhafte Sachen zum Vorschein, die die Derwische, in Vorfreude schmunzelnd, behaglich vor sich ausbreiteten und dann langsam, laut schmatzend, zu verzehren begannen. Sie aßen viel und aßen lange und lobten einer dem andern, was sie aßen. Abdullah, der seit mehreren Tagen von schmaler Kost lebte, lief beim Zuschauen das Wasser im Munde zusammen. Aber er hielt sich still, mäuschenstill, denn daß die Derwische nicht fromme, gottesfürchtige Mönche waren, das erkannte der strenggläubige Bauer schon daran, daß sie aus schweren Krügen Raky zu sich nahmen und zwar in solchen Mengen, daß der bloße Gedanke daran Abdullah verwirrte. Die drei Mönche lachten und spaßten, daß es weit über das öde Land tönte, und einer von ihneu wurde mit der Zeit vollständig trunken. Er sang Lieder, die sich für einen Mönch nicht schickten, er erzählte Schwänke,

denen kein Mönch hätte lauschen sollen. Aber die beiden andern waren nicht viel besser als er. Sie lachten aus vollem Halse, so daß ihnen die Thränen in die Augen traten und stachelten den Berauschten zu immer ärgerem Unfug an.

„Jetzt werde ich in einer Weise zu Gericht sitzen, die euch mit Wunder und Schrecken füllen wird," sagte der Trunkene. — Er suchte lange Zeit in der Tiefe des großen Sackes, der vor ihm lag, und endlich zog er daraus drei sorgfältig in kleine Kasten verpackte thönerne Bildnisse, die er mit feierlichem Ernste, unter dem jauchzenden Lachen seiner Gefährten, vor sich hinstellte.

„Dies ist Mahommet, der Prophet," sagte er, auf die eine Figur deutend; sodann die andern beiden Bildnisse bezeichnend: „dies ist der Erzengel Gabriel, und dies ist Allah! Ihr habt verstanden?"

„Wir haben verstanden!"

„Nun wohl! Ich werde jetzt über die drei richten, wie es nie zuvor geschehen ist, aber wie sie es verdienen. . . . O, Mahommet, denn mit dir, der ersten Ursache des Übels, beginne ich — wie konntest du so leichtfertig sein, aus diesem Leben zu scheiden, ohne klare Bestimmungen wegen deiner Nachfolgerschaft getroffen zu haben? . . . Welche Kriege, welch' ungeheures Blutvergießen, welch' namenloses Elend hat dein Leichtsinn über die ganze Erde gebracht! Und doch lebst du im Paradies! Aber ich, der Derwisch Abd-ur-Rahman werde deinen frevelhaften Leichtsinn gebührend strafen . . . Hier! Sei vernichtet!"

Und mit einem kräftigen Schlage seines Pilgerstabes zertrümmerte er das Bildnis des Propheten.

„Jetzt kommt die Reihe an dich, Erzengel Gabriel!“ fuhr der Derwisch schwerer Zunge fort. „Fühlst du dich etwa schuldfreier als der Prophet? . . . Ich will dich lehren! . . . Konntest du nicht erfahren, mußtest du nicht wissen, welcher Leichtfertigkeit der Mann fähig war, dem du den Koran anvertrautest? — Und doch gabst du ihm das heilige Buch! Du bist nicht besser als der Prophet, mit ihm teilst du die Verantwortlichkeit für alles Unglück, das die Welt nach seinem Tode heimgesucht hat . . . Für gleiches Vergehen, gleiche Strafe! Hier!“

Ein Keulenschlag vernichtete das Bildnis des Erzengels Gabriel.

„Allah! . . . Es wird mir wahrlich schwer, auch dich anklagen zu müssen . . . „Der Trunkene lallte nur noch; seine beiden Genossen blickten scheu, aber sie unterbrachen ihn nicht. „Allah . . . war es recht . . . war es nicht sehr unrecht . . . auch du . . .“

Die Worte kamen unverständlich über seine geifernden Lippen. Aber wenn man auch nicht mehr verstehen konnte, was er sagen wollte, man konnte sehen, was sein ruchloses Vorhaben war. — Er hob den Pilgerstab und, schwerfällig taumelnd holte er schon aus, um auch das Bildnis Allahs zu zerschlagen, — als plötzlich hoch über ihm eine furchtbare Stimme erscholl, die aus dem Himmel zu kommen schien:

„Halt ein, Unglücklicher! Allah darfst du nicht vernichten! Ich bin sein Gläubiger!“

Die drei Derwische sprangen mit einem jähen Aufschrei furchtbarsten Entsetzens in die Höhe. Der Schrecken machte sie taub für den Sinn der Worte, die sie vernahmen.

Für sie war es die strafende Stimme Allahs, die zu ihnen sprach. Sie entwichen in wildester Flucht. — Der Trunkene fiel nach wenigen Schritten . . . raffte sich mühsam auf — lief weiter . . . fiel wieder nieder und blieb wie entseelt, regungslos liegen. Von den beiden andern sah Abdullah nur noch die sich schnell bewegenden Hacken und die fliegenden Kaftan — dann waren sie verschwunden.

Abdullah kletterte vom Baum hinab und näherte sich zunächst vorsichtig dem gefallenen Derwisch, dem Lästerer. Der hatte schon seinen Lohn dahin! Sein Antlitz, auf das die heiße Mittagssonne brannte, war dunkelrot; die halbgeschlossenen Augen starrten entsetzlich. Er war tot.

Darauf kehrte Abdullah leichteren Herzens nach dem Baume zurück. — Die Überreste der Mahlzeit der entflohenen Bektaschi waren genügend zu einem starken Mahl für mehrere Hungrige. Abdullah labte sich daran — aber er rührte nicht an den Raky, sondern schöpfte einen kühlenden Trunk aus dem Brunnen, neben dem er saß. — Er hatte keine Überraschung zu fürchten. Öde und still in der Hitze des Mittags lag das weite Land vor seinen Augen. — Gesättigt lehnte er sich endlich zurück an den Baumstamm und fühlte sich behaglich, zufrieden, wie seit vielen Tagen nicht mehr. Die gute Mahlzeit hatte ihm wohlgethan. „Gelobt sei Allah dafür,“ sagte er leise.

Neben ihm lag der große Gürtel eines der Derwische. Er wollte ihn beiseite schieben, um sich bequemer ausstrecken zu können. Aber der Gürtel war auffallend

schwer. Abdullah suchte in den Falten, was wohl darin enthalten sein mochte, und da fand er an Gold und Goldeswert mehr, als er je beisammen gesehen hatte. Er nickte befriedigt. Er zählte, was vor ihm lag, sorgfältig, mit inniger Freude, aber ohne überrascht zu sein; denn das, was er in den Falten des Derwisch-Gürtels gefunden, was Allah ihm gesandt hatte, war genau, was er seit dem Tage erwartete, als er den Armen sein ganzes Vermögen geschenkt hatte: hundert Tausend Piaster!

Er trug die Summe nach seinem Dorfe, kaufte dort einen großen Hof, nahm ein Weib und führte bis zu seinem späten Ende ein ruhiges, würdevolles Leben. — Der Leichnam des lästernden Derwisch aber wurde ein Raub der Hyänen und Geier.

II

Der verwandelte Esel.

I.

Ein alter türkischer Schulmeister, der Hodscha Salih, zog in der Mittagshitze seines Weges, von der Stadt seinem Dorfe zu. Er schritt langsam, gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, und er sah ernst und nachdenklich aus. Aber er dachte an nichts — denn woran hätte er denken sollen — und setzte mechanisch, nach sechzigjähriger Gewohnheit, einen schlürfenden Fuß vor den andern. Was ihn gesenkten Hauptes einhergehen ließ, war ein alter, kluger Esel, der an einen langen Strick angebunden, dessen Ende in Salihs Händen ruhte, sich, soviel es sein geduldiger Herr erlauben wollte, von diesem ziehen ließ. Denn es war heiß, und der Esel war beladen mit Eßwaren aller Art und auch mit einigen erlaubten Getränken, die der Schulmeister in der Stadt gekauft hatte, und die in seinem kleinem Haushalt langsam aufgebraucht werden sollten.

Zwei zerlumpte Buben, die am Wege saßen, ohne daß der Hodscha sie bemerkt hätte, betrachteten den Esel und noch mehr seine Last. — Sie hatten nur einen großen Wunsch auf Erden, den, sich an guten Dingen

einmal ganz satt essen zu können; — und der Esel trug solcher Dinge in großer Menge. Sündige Begierde regte sich in den Buben. Sie sahen sich an, verstanden sich sogleich und berieten, wie sie den ungerechten Wunsch, der gleichzeitig in ihnen aufgestiegen war, befriedigen könnten. Und bald hatten sie die Frage gelöst.

Leichtfüßig, unhörbaren Schrittes liefen sie dem Alten auf der verödeten Landstraße nach, und als sie ihn erreicht hatten, streifte der eine Knabe das Halfter vom Kopf des Esels, während der andere den Strick straff hielt, sich das Kopfzeug des Grautiers umhing und, sich von dem alten Hodscha ziehen lassend, diesem, wie sein Vorgänger es gethan hatte, bedächtig, Schritt für Schritt folgte.

Die Sonne brannte heiß; der junge Dieb sah sich um. Sein Genosse war bereits hinter einem Hügel verschwunden. Der Schulmeister konnte ihn nicht mehr sehen und würde ihn nicht mehr erreichen. Da legte sich der Dieb schwerer an den Strick, sodaß dem Hodscha, wennschon er ein wahrhaft geduldiger Mann war, die Last schließlich zu schwer wurde und er sich umwandte, um den Esel zu ermahnen, seiner Pflicht mit etwas mehr Eifer obzuwalten.

Und nun erblickte er, statt seines wohlbekannten Hausfreundes, einen unbekannten, halbnackten Knaben, der, sobald er den Blick des Hodscha auf sich ruhen sah, jämmerlich zu heulen begann.

„Was bedeutet das?“ fragte der Schulmeister bestürzt. „Wo ist mein Esel geblieben? Woher bist du gekommen?“

„Ehrwürdiger Hodscha," jammerte der Dieb, „habt Erbarmen mit einem Unglücklichen!"

„Was giebt es? Sprich!"

Da erzählte der unwürdige Knabe unter vielem erkünstelten Weinen und heftigen Schluchzen, er sei früher ein ungeratener Sohn gewesen, aber noch mehr thöricht als schlecht, und als er eines Tages seine Mutter, die eine gottesfürchtige Frau sei, geärgert, da habe diese im Zorn ausgerufen: „So möchtest du doch zehn Jahre lang ein Esel werden, damit du durch Schläge fremder Herren belehrt würdest, wie man Dummheit bestraft." — Und der Wunsch der frommen Mutter sei erhört und er sei ein Esel geworden. Schlechten Herren hätte er dienen müssen, harten, grausamen, die stets mehr von ihm verlangt hätten, als er zu leisten imstande gewesen wäre, bis ihm schließlich sein Glück und wohl auch weil er genug gelitten, in den Stall des Hodscha geführt hätte.

„Vor vier Jahren, unterbrach ihn der Hodscha.

„Ja, vor vier Jahren," fuhr der freche Lügner fort. „Und seitdem habe ich einen milden, gütigen Herrn kennen gelernt, und gern wäre ich bis zu meinem Tode in seinen Diensten geblieben; aber vor einer halben Stunde waren die zehn Jahre der Verzauberung vorüber, und nun seht Ihr Euren Esel in seiner wahrhaften Gestalt wieder, in der eines unglücklichen, verwunschenen armen Knaben."

„Was soll ich mit dir anfangen?"

„O, sendet mich heim zu meiner guten Mutter!"

Der Hodscha kraute sich den Kopf und strich sich den Bart. — Der Knabe war sicherlich ebenso dumm, wie der verschwundene kluge Esel, denn die beiden bildeten ja

eins, — aber er war schmächtiger Gestalt, ausgehungert, elend, hohläugig, sicherlich nicht imstande, Lasten zu tragen, wie es der Esel so schön, wenn auch manchmal widerspenstig gethan hatte.

Der Hodscha hatte den ihm anvertrauten Kindern oftmals gepredigt, Allahs Wille sei unerforschlich, der Mensch müsse sich ohne Murren in das Schicksal fügen, das für ihn bestimmt wäre. Der alte Mann that nach seinen eigenen Worten: er ergab sich ohne Klagen in sein Schicksal.

„Geh heim zu deiner frommen Mutter," sagte er traurig, „und ärgere sie nicht wieder."

Worauf der Knabe ehrerbietig die Hand des alten Mannes küßte und in leichten, langen Sätzen davonlief.

Im Walde traf er mit seinem Genossen zusammen. Die beiden aßen sich satt, bis sie sich krank fühlten. Darauf verbargen sie den Rest der Nahrungsmittel im Gehölz, um sich an folgenden Tagen daran zu ergötzen, und ließen den Esel stehen, der, Futter suchend, im Schatten der Bäume umherwandelte, bis ein armer Bauer das herrenlose Tier fand, es in seinen Stall zog und am nächsten Tage verkaufte.

Der betrogene Schulmeister hatte seinen Weg leichtern Schrittes und schwerern Herzens fortgesetzt und, in seiner Wohnung angelangt, aus den Überresten seiner alten Vorräte eine ärmliche Mahlzeit hergestellt und verzehrt. Auf diese elende Weise hatte er auch noch drei weitere Tage gelebt; aber dann war ihm klar geworden, daß es nicht so weiter fortgehen könne. Er lebte seit vielen Jahren schon ohne eine Frau und hatte aufgehört, sie

zu vermissen; aber ohne einen Esel konnte er sich nicht behelfen. So zog er seufzend seine Sparpfennige aus dem Versteck, wo er sie verborgen hielt, und begab sich wieder nach der Stadt, auf den Eselmarkt, um dort ein Tier für sich zu erstehen. Er ging prüfend und feilschend von einem zum andern, denn er war sehr sorgfältig in seiner Wahl. Plötzlich wich er jedoch erschreckt zurück — denn vor ihm stand in vertrauter Gestalt sein ehemaliger Esel, sein alter Freund. Aber der arme Hodscha hatte zu bittere Erfahrungen mit ihm gemacht, er dachte nicht daran, ihn zu kaufen, wennschon er ihm zu einem sehr billigen Preise angeboten wurde. Er ergriff das eine der langen Ohren seines früheren Hausgenossen und raunte hinein:

„Knabe, Knabe! Hast du deine fromme Mutter schon wieder geärgert?"

Der Esel, den das Sprechen in sein Ohr kitzelte, schüttelte kurz und hart den großen, struppigen Kopf.

„Dies ist keine Antwort," sagte der Hodscha und ging weiter.

II.

Unter der Regierung eines der letzten Sultane glänzte ein Großwesir durch Klugheit und Tüchtigkeit. Neben ihm nahm der Palast-Marschall einen hohen Platz in der Gnade des Effendimis ein.

Dieser hohe Hofbeamte war erst vierzig Jahre alt; aber sein Haar war erbleicht und sein langer Schnurrbart, den er, nach Franken-Mode, stolz aufgestutzt trug, war schneeweiß. — Der Großherr hatte nämlich angeordnet, daß niemand in seinem Hofstaat Vollbart tragen sollte, er wollte nur von Schranzen mit Schnurrbärten bedient sein.

Der Palast-Marschall, obgleich ein strenggläubiger Muselmann, war ein großer Freund geistiger Getränke, und wenn sich sein Herr und Gebieter zurückgezogen hatte, so kam es nicht selten vor, daß er beim Raky-Trinken des Guten viel zu viel that. Darum hatte er auch eine aufgedunsene Nase und ein rotes Gesicht, und seine großen blauen Augen waren verschwommen und blickten blöde. Aber auch das gefiel dem Sultan, und er zeichnete seinen Palast-Marschall auf viele Weise aus, sodaß dieser, obgleich er klug und witzig war, in den Späßen, die er sich als beglaubigter Hofnarr erlauben zu dürfen meinte, manchmal sehr weit ging. Und eines Tages hatte er das Unglück, zu weit zu gehen. Der Sultan, der gerade nicht gut geruht hatte und schlechter Laune war, versetzte ihm einen Fußtritt, sodaß der Getroffene eine Treppe hinunterstürzte, die sich hinter ihm befand, und sich bei der Gelegenheit ein Bein brach.

Am nächsten Tage war die üble Laune des Padischah verflogen. Er bereute zwar keineswegs, einen dreisten Diener gebührend gezüchtigt zu haben, aber er sandte ihm als Schmerzensgeld ein großes Geschenk in den beliebten türkischen Gold-Pfunden.

Der Kranke genas langsam, denn der Bruch war ein

sehr schwerer gewesen, und während er das Zimmer hütete, ließ er sich den Bart wachsen, der bereits die übliche Länge der Türkenbärte erreicht hatte, als er seinem gnädigen Herrn ehrfurchtsvoll melden konnte, er stehe jetzt wieder zur Verfügung, falls es des Effendimis Wille sein sollte, daß sein unwürdiger Diener sich wieder vor seinen Augen zeige. Der Sultan hegte nicht den Wunsch, ihn wiederzusehen, aber er war gerade gnädig gestimmt: er ernannte den früheren Hofmarschall zum Minister der Frommen Stiftungen.

Die Kollegen des Neuernannten mochten, ein jeder in seinem Kämmerlein, die Köpfe ob dieser Wahl schütteln, aber als der jüngste Minister sich ihnen, leidlich ehrwürdig ausschauend, mit seinem von der langen Krankheit gebleichten Gesichte und seinem schneeweißen Vollbart im Cabinetsrat vorstellte, da empfingen sie ihn mit aller Ehrerbietung, die sie einem vom Sultan ernannten Amtsbruder schuldeten. Sie hatten aber vorläufig nicht lange von seiner Gesellschaft zu leiden, denn den Padischah ergriff plötzlich eine Art Sehnsucht nach seinem ehemaligen Günstling und Spaßmacher und er ernannte ihn von neuem zu seinem Palast-Marschall.

Die Minister freuten sich darüber; keiner von ihnen mehr als der der Frommen Stiftungen. Dieser ließ sich sofort Wange und Kinn rasiren, und wenige Stunden später hatte er das Glück, ehrfurchtsvoll, dankbar lächelnd in seiner alten Hofstellung vom Sultan empfangen zu werden.

Aber seine Wiederernennung zum Hofmarschall war eine kurze Laune des Gebieters gewesen. Nach achtund-

vierzig Stunden wurde er dieses Dienstes wieder enthoben und zum Minister des Handels ernannt.

Die Minister waren in gewöhnlicher Sitzung versammelt. Soeben hatte ein Beamter aus dem Palais das kaiserliche Iradeh überbracht, das den Ex-Hofmarschall zum Handelsminister ernannte und dem letzten Inhaber desselben Postens damit seinen Abschied erteilte. Dieser packte darauf seine Briefschaften zusammen, ergriff seinen Tschibuk und verschwand aus dem Sitzungssaale, nachdem er sich durch eine stumme Verbeugung von seinen ehemaligen Kollegen verabschiedet hatte. Und in demselben Augenblick befahl der Großwesir, Seine Excellenz den Herrn Handelsminister zu benachrichtigen, daß sein Eintritt in den Ministersaal erbeten werde.

Dieser war ein Philosoph. — Sollte er Unwillen zeigen, wieder zum Minister degradirt worden zu sein? Sollte er kleinmütig als ein in Ungnade Gefallener auftreten? Nein! Er wollte seinen Feinden keine Freude bereiten und sich selbst nicht schaden. — Milde, ernst, freundlich, mit aller Würde, deren er fähig war, betrat er den Saal wieder, den er als Minister der Frommen Stiftungen verlassen hatte und in dem er nun, achtundvierzig Stunden später, als der des Handels wieder erschien.

Die Anwesenden erhoben sich, um den Eintretenden feierlich zu begrüßen, und während dieses stillen Grußes wandte sich der Großwesir zu seinem nächsten Nachbarn, dem Scheich-ül-Islam, und flüsterte ihm zu, halblaut, doch so, daß alle Umstehenden, auch der Eintretende, jedes Wort hören konnten:

„Knabe, Knabe! warum hast du deine fromme Mutter schon wieder geärgert!“

Worauf der Handelsminister, der verständige Spaßmacher und unterthänigste Diener Seiner Hoheit des Großwesirs, schnell und kurz, als hätte ihn etwas gekitzelt, den Kopf schüttelte.

III

Der überlistete Kadi.

Die arme Aïscheh wurde von ihren zahlreichen Freundinnen und Bekannten bemitleidet. Sie war nämlich ein gutes, gefälliges und kluges Mädchen, aber sehr häßlich und arg verwachsen. Sie hatte schönes Haar. Schönes Haar allein thut es jedoch nicht, und so war sie, ohne daß sich ein Mann für sie gefunden hätte, längst über die Jahre hinausgekommen, in denen sich Mädchen zu verheiraten pflegen. Sie hatte sich frühzeitig mit dem Gedanken vertraut gemacht, ledig bleiben zu müssen, und sich mit vollständiger Hingebung dem Dienste ihres alten Vaters, des Zimmermannes Mehmed Agha, gewidmet. Dieser seinerseits sah die Häßlichkeit seines Kindes gar nicht mehr und erblickte in ihr nur die treue, gute Tochter, an der er mit herzlicher Liebe hing.

Der kleine Hausstand, den Aïscheh zu verwalten hatte, gab ihr nicht viel zu thun; aber sie war niemals verlegen, wie sie ihre freie Zeit hinbringen sollte, denn sie hatte zahlreiche Freundinnen und war in allen Harems, die sie besuchte, wohlgelitten. Am häufigsten fand man sie bei Saffiéh, der blühenden Tochter des reichen Goldarbeiters Lebib Effendi, die in den Harems als das

schönste und liebenswürdigste Mädchen der Stadt gepriesen wurde. — Saffiéh hatte sich in großer Freundschaft an die gutmütige Aïscheh angeschlossen und that ihr zuliebe, was sie ihr an den Augen ablesen konnte.

Eines Tages, als Aïscheh ihre Freundin wieder besuchte, sagte diese, sobald die beiden sich begrüßt und auf dem Divan Platz genommen hatten: „Was fehlt dir, liebe Aïscheh? Du siehst ganz verstört aus.“

„Ich bin sehr unglücklich.“

„Nun, was fehlt dir? Sprich! Vielleicht kann ich dir helfen.“

„Du kannst mir nicht helfen.“

„Gleichviel! Ich will dennoch wissen, was dich traurig macht.“

Darauf erzählte Aïscheh eine lange Geschichte, aus der für Saffiéh so viel klar und deutlich hervorging, daß der alte Mehmed Agha vom Kadi, bei dem er in einer Proceßsache Gerechtigkeit gesucht hatte, um dreihundert Pfund, sein ganzes Vermögen, betrogen worden sei.

„Was soll nun aus uns werden?“ schloß Aïscheh ihre traurige Rede. „Mein Vater ist zu alt, um den großen Schaden, der ihm zugefügt worden ist, je wieder gut machen zu können, und mir wird nichts weiter übrig bleiben, als mich als Dienerin zu verdingen.“

„Du wirst nicht bei fremden Leuten zu dienen haben, so lange ich lebe,“ entgegnete Saffiéh. „Wenn es zum Schlimmsten kommt, so ziehst du in meinen Harem, wo du wie eine Mutter geehrt werden sollst. Also mach dir deinetwegen keine Sorgen. Lass' uns nur mit einander überlegen, wie wir deinem Vater wieder zu seinem Gelde

verhelfen und den betrügerischen Kadi für seine Missethat strafen können."

Darauf hatten die beiden Freundinnen eine Unterhaltung, die mehrere Stunden währte, und am Abend, nachdem Aïscheh wieder nach Hause gekommen war, fand ein langes Gespräch zwischen ihr und ihrem Vater statt, das damit endete, daß der Alte sagte: „Dein Vorhaben erscheint mir wunderbar; aber es ist ein gerechtes. Allah gebe seinen Segen dazu! Ich verstehe wohl, was du von mir erwartest, und werde danach handeln."

Am nächsten Morgen holte Aïscheh ihre Freundin Saffiéh ab, und die beiden begaben sich zusammen in das Bad. Von dort gingen sie geradeswegs zum Kadi, der sie sofort empfing. Aïscheh blieb an der Thür stehen, dem Platz, der ihr als Dienerin zugekommen wäre, während Saffiéh sich dem Richter auf geringe Entfernung näherte und, nachdem sie ihn ehrerbietig begrüßt, im leisen Flüsterton mit ihm zu sprechen begann, wie es Gebrauch ist, wenn eine Frau oder ein Mädchen in einer Familien-Angelegenheit, die geheim gehalten werden soll, den Schutz des Kadi anruft.

„Kadi Effendi," begann sie, „ich muß gegen meinen eigenen Vater Klage erheben. . . . Seit fünf Jahren schon hätte er einen Gemahl für mich suchen sollen; aber nicht allein hat er dies versäumt und dadurch gegen die heiligen Gesetze verstoßen, sondern er hat die Freier, die sich aus eigenem Antriebe um meine Hand bewarben, unter Vorwänden, die beschämend für mich sind, zurückgewiesen. Wäre dies aus Liebe zu mir, aus Sorge um mein Wohl geschehen, so würde ich mein Unglück, zu

freudenloser Einsamkeit verdammt zu sein, ohne Murren erduldet haben, aber unerträglich ist mir meine Lage geworden, seitdem ich mehr und mehr erkannt habe, daß Selbstsucht allein meinen Vater hart und ungerecht gegen mich macht. Meine Mutter ist nämlich vor vielen Jahren gestorben, und seitdem habe ich allein unserm Hauswesen vorgestanden, da mein Vater nicht mit Glücksgütern gesegnet ist. Vor einigen Tagen sagte er mir, er sei durch den unglücklichen Ausgang eines Processes um den Rest seiner geringen Habe gekommen. ‚Es schmerzt mich auch deinetwegen,‘ fügte er hinzu, ‚denn nun darf ich gar nicht mehr daran denken, dich zu verheiraten. Was sollte ich armer alter Mann ohne deinen Beistand anfangen? Ich müßte von Almosen leben. Das mag ich nicht. — Oder ich würde jämmerlich verkommen. Das wirst du als gute Tochter verhindern wollen.‘ . . . Nun frage ich Euch, Kadi Effendi, ist das gerecht, ist das nicht sogar unklug? Wäre es nicht besser, für meinen Vater sowohl wie für mich, er suchte nach einem wohlhabenden Schwiegersohne, in dessen Hause er sodann für den Rest seiner Tage sorgenlos leben könnte? — Aber seine Bequemlichkeit und seine Unabhängigkeit gehen ihm über alles, und ihnen soll mein Glück geopfert werden. — Das ist ungerecht, das verstößt gegen das Gesetz, und ich rufe Euern Schutz an, mich gegen die mir zugedachte Unbill zu schützen.“

Der Kadi hatte, die Hände über den Gürtel gekreuzt, ohne die Sprecherin anzublicken, mit ernster Miene gelauscht. Nun warf er einen flüchtigen Blick auf Saffiéh und sagte: „Wie heißt du?“

„Aïscheh Hanum."

„Und dein Vater?"

„Mehmed Agha, der Zimmermann."

Der Kadi konnte eine leichte Bewegung nicht unterdrücken, sammelte sich jedoch sogleich wieder und fuhr fort: „Und unter welchen, dich beschämenden Vorwänden hat dein Vater die Freier um deine Hand zurückgewiesen?"

„Erspart mir, es Euch zu sagen, es ist kränkend für mich."

„Wie soll ich dir gerecht werden können, wenn ich nicht erfahre, auf welche Weise dein Vater dir unrecht gethan hat?"

Saffiéh schien noch einen Augenblick zu zögern, dann antwortete sie verschämt: „Mein Vater hat die Freier zurückgeschreckt, indem er ihnen gesagt hat, ich sei abscheulich von Angesicht, bucklig und arm . . . Arm bin ich leider."

„Und du bist nicht häßlich und bucklig?"

„Daß ich nicht verwachsen bin, könnt' Ihr selbst sehen, Kadi Effendi," antwortete Saffiéh, und dabei wandte sie ihre anmutige Gestalt leicht nach rechts und links, so daß auch unter dem weiten Gewande, das sie verhüllte, die edel geformten Schultern, der feine Nacken und der gerade Rücken erkennbar wurden.

Der Kadi fühlte sich von unwiderstehlicher Neugierde übermannt, und der Gedanke, daß er seines Amtes walte, ließ ihn auf seine erste Frage zurückkommen.

„Und du wärst auch nicht häßlich?" sagte er. — „Bemerke, daß ich es wissen muß, um die Schuld deines Vaters feststellen zu können."

Mit leichter, schneller Bewegung hob Saffiéh den Schleier und blickte dem Kadi eine Sekunde in die Augen, dann verschleierte sie sich sogleich wieder. Aber der kurze Blick war dem Richter tief in die Brust gedrungen. Sein Herz klopfte, und er blieb wohl eine Minute gänzlich verwirrt stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Endlich stammelte er: „Ich werde dir helfen, Aïscheh Hanum, ich werde dir Gerechtigkeit verschaffen . . . verlaß dich auf mich . . . ich werde noch heute mit deinem Vater sprechen . . . ich . . . ich selbst werde dich heiraten!“

Saffiéh trat einen Schritt zurück, als sei sie durch den Antrag des Kadi vollständig überrascht und verwirrt. Dann sagte sie leise, und ihre weiche, zärtliche Stimme vernichtete den Rest nüchterner Besonnenheit, der dem Richter noch geblieben sein mochte: „O Herr, wie soll ich Euch danken! Ihr erweist mir eine große Ehre. Wenn mir das Glück beschieden sein sollte, Euer Gemahl zu werden, so sollt Ihr in mir eine gehorsame ehrerbietige Gattin finden.“

„Es ist gut . . . es ist gut, mein Kind! . . . Wann kann ich deinen Vater sehen?“

„Er kommt ganz regelmäßig eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang nach Hause.“

„Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang werde ich bei ihm sein.“

Aïscheh und Saffiéh kicherten leise, als sie den Heimweg antraten, und trennten sich vor Saffiéhs Hause mit verständnisvollem Kopfnicken.

Zur bestimmten Stunde erschien der Kadi bei dem

Zimmermann. Dieser begrüßte den vornehmen Besuch höflich, aber mit trübem Ernste, nötigte ihn, Platz zu nehmen, setzte ihm eine Schale Kaffee vor und fragte sodann: „Was steht zu Eurem hohen Befehl, Kadi Effendi?"

„Ihr habt eine Tochter?"

„Ich habe eine Tochter."

„Wie heißt sie?"

„Aïscheh Hanum."

„Wie alt ist sie?"

„O, so alt, daß ich es vergessen habe; alt genug seit vielen Jahren, um verheiratet zu sein."

„Aber sie ist nicht verheiratet?"

„Sie ist noch immer ledig und wird auch ledig bleiben."

„Warum hast du ihr keinen Gemahl gesucht, wie das Gesetz es dir befiehlt?"

„Das hat seine guten Gründe, Kadi Effendi."

„Welche Gründe?" Ich will sie hören."

„Ihr wollt die Gründe hören? Ich will sie Euch nicht vorenthalten, obgleich es mich traurig macht, davon sprechen zu sollen . . . Ich habe keinen Gemahl für Aïscheh gesucht, weil ich der Armen bittere Kränkung ersparen will."

„Ich muß Euch bitten, Euch klar und deutlich auszudrücken . . . Von welch' bitterer Kränkung wollt Ihr sprechen?"

„Der Mann, der meine Tochter heiratet, wird sie, sobald er sie unverschleiert gesehen hat, verstoßen, dessen bin ich ganz sicher — und eine solche Kränkung habe ich ihr ersparen wollen."

„Und weshalb würde dein Schwiegersohn deine Tochter verstoßen?"

„Ihr wollt es wissen?"

„Scherze nicht mit mir. Du würdest es bereuen. Antworte mir!"

Mehmed Agha gab sich den Anschein, als ob er mit einem schweren Entschlusse kämpfe. Endlich sagte er langsam und leise: „Aïscheh würde von ihrem Manne verstoßen werden, weil sie alt, arm, häßlich und bucklig ist."

Der Kadi konnte ein feines Lächeln kaum unterdrücken, als er gutmütig sagte: „Nun, so will ich dir und deiner Tochter eine Wohlthat erweisen, indem ich sie zu meiner Gemahlin erwähle und mich verpflichte, sie nicht zu verstoßen."

„Kadi Effendi," sagte der Zimmermann traurig. „Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, als Ihr mir dreihundert Pfund, mein ganzes Vermögen, abnahmt. — Warum spottet Ihr jetzt noch meiner?"

„Ich spotte nicht. Ich spreche in vollem Ernste."

„Ihr wollt meine arme, häßliche, bucklige Tochter zum Ehegemahl nehmen, und Ihr wollt Euch verpflichten, sie nicht zu verstoßen?"

„Du sagst es."

„Und wenn Ihr sie dennoch verstoßt."

„So will ich dir eine große Summe als Entschädigung zahlen."

„Was nennt Ihr ‚eine große Summe', Kadi Effendi?"

„Du selbst magst sie nennen."

Der Zimmermann schien in tiefes Nachdenken zu ver-

sinken. Endlich sagte er: „Zum Beweis, daß ihr wirklich im Ernste seid, daß Ihr nicht leichtfertigen Spott mit einem alten Mann und dessen unglücklicher Tochter treibt, sollt Ihr vor dem Imam wiederholen, was ihr soeben gesagt habt: daß Ihr Aïscheh zum Gemahl nehmen wollt, obgleich ich Euch gesagt habe, daß sie häßlich und verwachsen ist. Und Ihr sollt mir dann sogleich einhundertundzehn Pfund auszahlen, um mich für die Unkosten und Unbequemlichkeiten zu entschädigen, die mir die Verheiratung meiner Tochter verursachen wird."

„Das soll geschehen! Ruft den Imam! Ich eile nach Hause und bringe Euch die verlangten einhundertundzehn Pfund in einer kleinen Stunde hieher."

„Das ist nicht alles, Kadi Effendi."

„Was verlangst du noch mehr."

„Daß ihr vor dem Imam erklärt und mir ein Schriftstück aushändigt des Inhaltes: ‚Sollte ich Aïscheh, die Tochter des Mehmed Agha, verstoßen, so zahle ich diesem die Summe von zweihundertundzwanzig Pfund.' Und unter dieses Schriftstück sollt Ihr Euer Siegel setzen, und der Imam soll bescheinigen, daß Ihr dies aus freien Stücken, trotz meiner Warnung vor der Häßlichkeit Aischehs, gethan habt. Seid ihr damit einverstanden, so begebt Euch jetzt nach Eurer Wohnung und bringt mir die verabredeten einhundertundzehn Pfund. Ich werde Euch hier in Gesellschaft des Imam erwarten. Habt Ihr nur mit mir scherzen wollen, so wisset, daß ich Euch dies, sowie das andere Unrecht, das Ihr mir gethan habt, verzeihe."

Der Kadi begab sich, so schnell es mit seiner Würde

verträglich war, nach Hause. Er frohlockte in dem Gedanken, die schöne Aïscheh heimzuführen, und es schmeichelte seinem Selbstgefühle, den Versuch ihres Vaters, ihn, den weisen Kadi, zu täuschen, vereitelt zu haben. Noch ehe eine Stunde vorübergegangen war, befand er sich wieder in der Wohnung des Zimmermannes, wo ihn dieser in Gesellschaft des Imam erwartete. Alles wurde nun in Gegenwart des würdigen Mannes so geregelt, wie Mehmed Agha vorgeschlagen hatte. Der Kadi wurde etwas ungeduldig, als sein zukünftiger Schwiegervater noch zu verschiedenenmalen auf die Gebrechen seiner Tochter zurückkam. Die Hartnäckigkeit des alten Mannes, ihn vor Aïscheh warnen zu wollen, fing an, den Kadi zu verletzen.

„Ich bitte Euch," sagte er, „laßt dies Gerede! Ich habe nun zur Übersättigung gehört, daß Eure Tochter alt, häßlich, bucklig ist — meinetwegen könnte sie noch obendrein blind sein. Ich heirate sie, wie sie ist — das ist abgemacht! Der Imam Effendi ist Zeuge. Nehmt Euer Geld und verschließt den Schein, durch den ich mich verpflichte, Euch zweihundertundzwanzig Pfund zu zahlen, falls ich Aïscheh verstoßen sollte . . . Ich wünsche, daß die Vermählung morgen stattfinde."

„So ist alles in Ordnung," sagte der Zimmermann. „Die Hochzeit soll morgen gefeiert werden. Ich danke Euch für die unverdiente Ehre, die Ihr meiner Tochter und mir erweist." Und als der Kadi sich darauf zum Gehen vorbereitete, begleitete ihn der Zimmermann bis vor die Thür seiner Hütte und verabschiedete sich ehrerbietig von ihm: „Allah beschütze Euch!"

Bald darauf entfernte sich auch der Imam, welcher der Zusammenkunft als aufmerksamer, ernster Zeuge beigewohnt hatte.

Die Hochzeit fand am nächsten Tage statt. Bei Aïscheh erschien dazu nur die schöne Saffiéh, die ihrer ausgelassenen Freude freien Lauf ließ, sobald sie mit ihrer Freundin allein war. Aïscheh dagegen war nachdenklich und sorgenvoll.

„Wenn nur alles ein gutes Ende nimmt," sagte sie.

„Wie soll es anders sein?" tröstete Saffiéh. „Sei nicht ängstlich. Du thust nichts Schlechtes. Du verhilfst deinem Vater zu dem Gelde, das ihm geraubt war, und du bestrafst den Räuber."

„Ich möchte noch eins sagen," fuhr Aïscheh fort. „Oh, Saffiéh, treue, geliebte Freundin, lache mich nicht aus! Du glaubst nicht, wie schwer es mir wird, dir noch eine Befürchtung mitzuteilen, die ich auf dem Herzen habe . . . Ich weiß ja, wie häßlich ich bin . . . aber . . . aber Saffiéh, wenn der Kadi mich nicht verstieße, wenn er mich zur Strafe für das, was ich gewagt habe, zu einsamer Traurigkeit in seinem Harem verdammte? Was sollte aus meinem armen Vater, was sollte aus mir werden?"

Saffiéh blieb ernst. „Sei darüber beruhigt," sagte sie. „Er wird dich verstoßen. Zeige nur keine Ängstlichkeit, keine Befangenheit, wenn du dich vor ihm entschleierst. Blicke ihn höhnisch an, damit er sieht, daß du dich nicht vor ihm fürchtest. Er wird dich dann sicherlich verstoßen. Du kannst dessen ganz gewiß sein."

Als der verliebte Kadi am Abend in das Gemach

trat, in dem die arme Aïscheh ihn herzklopfend erwartete, verrichtete er zunächst, ohne seine Gemahlin anzublicken, die vorgeschriebenen Gebete und näherte sich dann zögernd der kleinen weißen Gestalt, die sich in einer Ecke des Divans niedergekauert hatte.

„Geliebte Herrin," sagte er. „Wie glücklich bin ich, dich mein nennen zu dürfen. Hebe den Schleier. Ich flehe darum. Denn wie der nächtliche Wanderer sich danach sehnt, daß der bleiche Mond hinter den Wolken hervortrete und seinen dunklen Pfad erleuchte, so lechze ich nach dem Anblicke deines lieblichen Angesichtes."

Aïscheh entschleierte ihr Antlitz — aber es war kein glückverheißender Mond, der dem Kadi entgegenleuchtete. Aus kränklichem, hagerem Gesichte hefteten sich zwei kleine, scharfe, kluge Augensterne mit höhnischem Triumph auf ihn. — Der Kadi taumelte entsetzt zurück. „Wer bist du?" rief er, kaum seiner Sinne mächtig.

„Aïscheh, die Tochter des Zimmermanns, Euer Gemahl."

„O du Scheusal," sagte der Kadi, langsam zurückweichend. „Ich verstoße dich!" *)

Aïscheh kehrte noch in derselben Nacht zu ihrem Vater zurück, der sie mit offenen Armen empfing. Und am nächsten Morgen erschien der Kadi im Hause des Zimmermannes. Nach höflichem, aber stummem Gruße stellte er einen seidenen Beutel auf den Tisch und bedeutete Mehmed,

---

*) Die Worte: „Ich verstoße dich," vom Mann zu seiner Frau gesagt, machen die Scheidung zwischen beiden nicht nur möglich, sondern, nach dem Gesetz, unbedingt notwendig.

dessen Inhalt zu zählen. Der Zimmermann that dies mit ruhiger Aufmerksamkeit.

„Zweihundertundzwanzig Pfund,“ sagte er. „Der Betrag ist richtig. Hier ist Euer Schein, den ich Euch dankend zurückgebe.“

Der Kadi blickte den Zimmermann finster an, aber er vermochte nicht, ihn einzuschüchtern. Ernst und würdevoll begegneten Mehmeds Augen denen des Richters.

„Ich wünsche,“ sagte dieser, „daß von der Angelegenheit nicht gesprochen werde.“

Der Kadi fürchtete nicht nur, zum Gegenstande allgemeinen Gelächters zu werden, wenn seine unglückliche Verheiratung bekannt würde, er mußte auch gewärtig sein, seines Amtes enthoben, ja schwer bestraft zu werden, sollte verlauten, daß er ein junges Mädchen verleitet habe, sich in seiner Gegenwart zu entschleiern.

„Ich werde von der Angelegenheit nicht sprechen,“ sagte der Zimmermann.

Der Kadi näherte sich bedächtig der Thür. Bevor er jedoch die Schwelle überschritt, wandte er sich noch einmal um: „Du hast mich betrogen,“ sagte er mit verhaltenem Ingrimm.

„Ihr irrt Euch, Kadi Effendi,“ antwortete Mehmed Agha ruhig. „Ich habe Euch die reine Wahrheit gesagt: nicht einmal, zehnmal! Der Imam ist mein Zeuge.“

Der Richter lachte höhnisch: „Nun jedenfalls hast du es verstanden, dreihundertunddreißig Pfund aus meiner Kasse in deine Tasche zu zaubern.“

„Ihr hattet dieselbe Summe vor wenigen Tagen aus meiner Tasche in Eure Kasse gelegt.“

„Das stimmt nicht genau. Du zahltest nur dreihundert Pfund.“

„Und Ihr gebt sie mir mit Zinsen zurück. Ich bin ein armer Mann. Ihr thatet ein gottgefälliges Werk. Allah möge es Euch lohnen!“

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Lindau, Rudolf,

Erzählungen eines Effendi

Berlin 1896